

Umstrittene Gesondheets-App

Eine von der AMMD gegründete Firma wird in Kürze eine App veröffentlichen, die das Bezahlen von Arztrechnungen und die Rückerstattung durch die CNS vereinfachen soll

Die Verlorenen

Viele Menschen kommen nach Luxemburg, um hier ihr Glück zu finden. Oft verlieren sie dabei ihre Würde

Les Petits-Duchés

Les maires sont-ils les seigneurs du Nimby ? Entretien avec Frank Goeders, le « Monsieur PAG » au ministère de l'Intérieur

Bio, le paradoxe luxembourgeois

Plutôt vertueux dans sa viticulture, le Luxembourg ne compte pourtant que très peu de vignes de vignes certifiées bio

„Wir haben noch Handlungsspielraum“

Interview mit Andrew Ferrone, dem Vertreter der Luxemburger Regierung im Weltklimarat IPCC, über dessen neuen Bericht zum Klimawandel

Photo : Sven Becker





Andrew Ferrone
in seinem Büro
in der Asta

„Wir haben noch Handlungsspielraum“

Peter Feist

Interview mit Andrew Ferrone, dem Vertreter der Luxemburger Regierung im Intergovernmental Panel on Climate Change, über den diese Woche erschienenen neuen Bericht des IPCC

Andrew Ferrone ist Klimatologe und leitet den staatlichen Wetterdienst AgriMeteo der Administration des Services Techniques de l'Agriculture (Asta) im Ministerium für Landwirtschaft, Weinbau und ländliche Entwicklung. Seit 2014 vertritt er in Zusammenarbeit mit dem Umweltministerium die Luxemburger Regierung im IPCC, dem Intergovernmental Panel on Climate Change, einer Organisation der Vereinten Nationen mit Sitz in Genf. Am Montag hat das IPCC den ersten Teil eines neuen „Sachstandsberichts“ über den Klimawandel herausgegeben. Er aktualisiert den naturwissenschaftlichen Kenntnisstand über das Klimasystem und wie es sich verändert. Im Februar 2022 wird eine zweite IPCC-Arbeitsgruppe einen weiteren Bericht herausbringen. Sein Thema sind die Verwundbarkeiten gegenüber dem Klimawandel und die Anpassung daran. Eine dritte Arbeitsgruppe schließlich beschäftigt sich mit der Minderung des Klimawandels. Sie untersucht, wie die im Bericht vom Montag beschriebenen Szenarien umgesetzt werden können; was in den einzelnen Sektoren unternommen werden müsste; welche Maßnahmen zur Verfügung stehen und wie das finanziell zu schaffen wäre. Die Herausgabe dieses Berichts ist für März 2022 geplant. Im September 2022 erscheint eine Synthese aller drei Berichte.

d'Land: Herr Ferrone, ist die Menschheit noch zu retten?

Andrew Ferrone: Der IPCC-Bericht sagt klar, dass die künftigen Temperaturen von den künftigen Treibhausgasemissionen abhängen. Wir haben also noch Handlungsspielraum. Der Bericht beschreibt fünf Szenarien. In einem Szenario wäre es möglich, die Temperaturzunahme bis Ende des Jahrhunderts auf 1,5 Grad gegenüber dem vorindustriellen Zeitalter zu begrenzen. Dazu müssten die globalen Emissionen schon in den nächsten zehn Jahren drastisch sinken, bis 2030 müssten die CO₂-Emissionen mindestens halbiert werden. Bis 2050 müssten sie runter auf netto null: Was dann noch ausgestoßen wird, müsste durch Senken, etwa Wälder, kompensiert werden. Die CO₂-Emissionen würden in diesem Szenario negativ, also würde mehr CO₂ gespeichert als emittiert. Denn es gibt noch andere Treibhausgase, vor allem Methan und Lachgas, die sich nicht auf null werden bringen lassen.

Wie realistisch ist es, dass sich das erreichen lässt? Schon jetzt beträgt die Temperaturzunahme 1,1 Grad.

Das ist eine politische Frage. Das IPCC schreibt keine Politiken vor, es will Einsichten aus dem Stand der Wissenschaften vermitteln. Im pessimistischsten Szenario des neuen Berichts würden 1,5 Grad Erd-

„Es ist deprimierend, wenn man die Vertreter kleiner Inselstaaten im Plenum sagen hört: ‚Ihr diskutiert, ob es wird oder könnte sein heißen soll. Wir dagegen erleben tropische Wirbelstürme und die Folgen davon. Machen wir doch ernst und geben klare Botschaften heraus!‘“

erwärmung schon 2030 erreicht. In dem optimistischsten, das ich vorhin beschrieben habe, würden wir um 2040 auf 1,5 Grad kommen, aber auf diesem Stand ungefähr bleiben, das ist ganz wichtig. Im zweitoptimistischsten würden 1,5 Grad überschritten, aber die Zwei-Grad-Schwelle nicht.

Wie funktioniert das IPCC? Es forscht ja nicht selbst.

Es bringt Wissenschaftler und Regierungen in einen Dialog. Geschrieben werden die Berichte komplett von den Wissenschaftlern im IPCC. Der erste Entwurf eines Berichts geht nur an sie, mit der Bitte um Kommentare. Kommentare kann überhaupt jeder Wissenschaftler einreichen, jeder ist willkommen, sich zu melden. Auf sämtliche Kommentare müssen die Wissenschaftler, die den ersten Entwurf geschrieben haben, antworten. Daraus entsteht ein zweiter Entwurf. Der geht wieder an die Experten und zum ersten Mal auch an die Regierungsvertreter. Letztere können nun ebenfalls Kommentare machen, sowohl zum zweiten Entwurf des Berichts als auch auf die Zusammenfassung für politische Entscheidungsträger. Dann wird der eigentliche Bericht abgeschlossen. Die Regierungsvertreter erhalten noch einen weiteren Entwurf der Zusammenfassung für politische Entscheidungsträger. Den können sie erneut kommentieren, und die Wissenschaftler schreiben ihn anschlie-

ßend noch einmal nahezu komplett neu. Diese Fassung wird in einer IPCC-Plenarversammlung Zeile für Zeile diskutiert. Vor allem da findet der Dialog zwischen den Autoren und den Regierungen statt. Die Autoren haben immer das letzte Wort. Selbst wenn alle Regierungen sich einig wären, dass etwas so und nicht anders zu schreiben wäre, könnten die Autoren sagen, nein, das entspricht nicht der Wissenschaft. Die Rolle der Regierungsvertreter ist die, dafür zu sorgen, dass die Zusammenfassungen in einer Sprache geschrieben sind, die von den Regierungen genutzt werden kann.

War der Dialog diesmal, wo der Bericht zu alarmierenden Konklusionen kam, schwieriger?

Würde ich nicht sagen. Ich war 2007 zum ersten Mal im IPCC, damals in der Delegation Belgiens. Seit 2014 vertrete ich Luxemburg. Vergangenes Wochenende habe ich zum ersten Mal erlebt, dass die Plenarversammlung pünktlich fertig wurde und nicht in die Verlängerung gehen musste.

195 Regierungen tragen den Bericht. Bedeutet das, dass sie alle sensibilisiert sind für den nächsten Klimagipfel in Glasgow und dort vielleicht weitreichende Entscheidungen fallen könnten?

Das weiß ich noch nicht. Die früheren IPCC-Berichte wurden auch so angenommen. Einen Einfluss hatten sie alle. Der erste Sachstandsbericht kam 1990 heraus. Er führte zur Klima-Rahmenkonvention der Uno, unter der die Gipfeltreffen stattfinden. Der zweite Bericht führte zum Kyoto-Protokoll. Der fünfte hatte beträchtlichen Einfluss auf den Pariser Gipfel. Weit unter zwei Grad zu bleiben und wenn möglich 1,5 Grad Erderwärmung nicht zu überschreiten, kam unmittelbar aus diesem Bericht. Der nun sechste hat hoffentlich ebenfalls seine Wirkung. Nächstes Jahr beginnt der Global Stocktake, wie im Abkommen von Paris vereinbart. Dann werden national festgelegte Beiträge mit den Erkenntnissen des IPCC verglichen.

Wie erleben Sie das IPCC nach fast 15 Jahren Erfahrung? Es trägt ja viele Erkenntnisse zusammen, die einen deprimieren können.

Es ist zum Teil deprimierend. Auch wenn man zum Beispiel die Vertreter kleiner Inselstaaten im Plenum sagen hört: „Ihr diskutiert, ob es wird oder könnte sein heißen soll. Wir dagegen erleben tropische Wirbelstürme und die Folgen davon. Machen wir doch ernst und geben klare Botschaften heraus!“ Der am Montag erschienene Bericht der Arbeitsgruppe 1 enthält viele deprimierende Nachrichten. Aber nicht nur: Wie gesagt, ist es noch möglich, die Erderwärmung auf 1,5 Grad zu limitieren, sofern wir dieses Ziel verfolgen. Das finde ich eine positive Nachricht. Wie auch die, dass die Temperatur der Zukunft von unserem Handeln abhängt.

Die IPCC-Berichte gelten wegen des Konsensprinzips als eher vorsichtig, wenn nicht gar konservativ. Kann es sein, dass sich hinter dem Bericht vom Montag eine noch schlimmere Wahrheit verbirgt?

Das wird uns die Zukunft zeigen.

Jetzt sind auch Sie vorsichtig.

Es ist schon richtig, dass die Berichte wegen des Konsensprinzips eher auf der konservativen Seite liegen. Aber von „Klima“ kann man nur im Rückblick auf 30 Jahre sprechen. 1990 wurde der erste Sachstandsbericht geschrieben. Zehn Jahre später konnte man noch nicht sagen, ob zutraf, was darinstand. Nun haben wir die 30 Jahre, und man sieht, die Aussagen von 1990 passen ziemlich gut. Es gibt aber auch Entwicklungen, die unterschätzt wurden. Der dritte Sachstandsbericht unterschätzte 2007 den Rückgang des Meereises, wie wir heute wissen. Auch zu den Wetterextremen waren die Grundaussagen noch nie falsch, aber die Entwicklung ging definitiv schneller voran als früher projiziert.

Das IPCC schreibt, in den nächsten 20 Jahren würden die Trends sich von einer „natürlichen Variabilität“ abzuheben beginnen. Heißt das, wir sehen noch nicht genau genug, was sich entwickelt?

Damit ist der Unterschied zwischen Meteorologie und Klimatologie gemeint. Es gibt eine natürliche Variabilität – das eine Jahr ist wärmer oder kälter als das andere. Das ist ganz normal und hat noch nichts mit Klimawandel zu tun. Aber betrachtet man die Entwicklung über zwei oder drei Jahrzehnte, beginnt sich die Statistik zu ändern. Würden wir tatsächlich das optimistische Szenario anstreben, das die Temperaturzunahme auf 1,5 Grad limitieren würde, wenn wir umgehend Aktionen ergreifen, sähe man den Unterschied zu dem pessimistischen Szenario erst in 20 Jahren, weil das Klimasystem relativ träge ist. Rascher würde sich dagegen die Luftqualität verbessern. Die Emission von Luftschadstoffen hängt oft mit der von Treibhausgasen zusammen. Gäbe es zum Beispiel keine Diesellautos mehr, würden die Rußpartikel schnell zurückgehen. Sie würden beim nächsten Regen ausgewaschen und wären fort.

Wie kann man die jüngsten Wetterextreme einordnen – den heißen Sommer bei uns im vergangenen Jahr, die Überschwemmungen dieses Jahr? Ist das Klimawandel oder noch Wetter? Oder die extreme Hitze in Nordamerika im Juni oder in Russland jenseits des Polarkreises?

Im Sachstandsbericht von 2014 galt noch, dass einzelne Ereignisse sich nicht dem Klimawandel zuordnen lassen. Das hätte für den heißen Sommer 2020 bei uns oder die vielen Niederschläge vergangenen Monat gegolten. Der Bericht vom Montag hingegen sagt, dass man auch einzelne Phänomene dem Klimawandel zuordnen kann.

Wie kommt das?

Das ist eine neue Erkenntnis der Forschung. Sie kam beispielsweise über die Hitzewelle in Nordamerika zu dem Schluss, dass es „quasi unmöglich“ wäre, dass es sie ohne Klimawandel gegeben hätte. Das ist schon eine ganz große Sicherheit. In dem Sinn sagt der neue IPCC-Bericht, es ist mehr oder weniger wahrscheinlich, dass ein Einzelphänomen etwas mit dem Klimawandel zu tun hat.

Der Bericht teilt die Welt auch in Regionen ein. Von Hitzeextremen sind offenbar alle betroffen.

Das stimmt, und nur aus vier Regionen gibt es entweder nicht genug Daten, oder es ist noch nicht klar genug, ob die Extreme sich wirklich dem menschengemachten Klimawandel zuordnen lassen. Die regionale Betrachtung im Bericht ist neu. Auch extreme Niederschläge und Dürren werden regional dargestellt, wobei in diesen Fällen der Zusammenhang mit dem Klimawandel noch nicht so klar ist. Aber man sieht, dass zum Beispiel in der Region West- und Zentraleuropa, zu der Luxemburg zählt, eine Tendenz zu mehr starken Niederschlägen und zu Dürren besteht.

Immer wieder ist die Rede von Kippunkten (tipping points), die erreicht werden könnten. Anschließend wäre das Klima irreversibel ein ganz anderes. Der Bericht scheint das aber für recht unwahrscheinlich zu halten. Kann man das wirklich so sagen oder wissen wir noch nicht genug?

Ich mache einen Unterschied zwischen „irreversibel“ und Kippunkten. Irreversibel sind zum Beispiel – und das schreibt der Bericht ganz klar – die Erwärmung der Ozeane und der Meeresspiegelanstieg. Auch im optimistischsten Szenario hört das im Jahr 2100 noch nicht auf, bei weitem nicht. Ich habe persönlich insistiert, dass eine Grafik im Bericht bis zum Jahr 2300 reicht. So lange würde der Meeresspiegel im Zwei-Grad-Szenario ansteigen, und man käme auf bis zu drei Meter mehr. Heute liegt der Anstieg bei 20 Zentimetern.

Aber würde der Meeresspiegel nicht eines Tages wieder sinken?

Das kann Tausende von Jahren dauern. Unter anderem, weil die Ozeane sich immer schneller erwärmen. Zurzeit nehmen sie 90 Prozent der Energie im Klimasystem auf, nur zehn Prozent sehen wir in der Atmosphäre. Die zusätzliche Energie in den Ozeanen abzubauen, wird Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende dauern. So lange bleibt auch der Meeresspiegel höher, denn wärmeres Wasser braucht mehr Platz.

Und was wären Kippunkte nach Ansicht des IPCC?

Vor allem ein kompletter Kollaps des grönländischen Eisschildes. Momentan geht das IPCC davon aus, dass es zumindest bis zum Ende dieses Jahrhunderts eher nicht dazu kommt, wenngleich die Schmelze in Grönland sich beschleunigt. Die Projektion lautet deshalb: „Es ist unwahrscheinlich, aber nicht ganz ausgeschlossen.“ Käme es dazu, würde der Meeresspiegel schon bis zum Jahr 2100 um zwei Meter steigen und um sieben Meter in der fernen Zukunft. Würde auch der westantarktische Eisschild komplett kollabieren, der als der instabilste der Antarktis gilt, stiege der Meeresspiegel um insgesamt 15 Meter mehr als heute. Das wäre eine völlig andere Welt. Heute machen sich in Küstenstädten schon die 20 zusätzlichen Zentimeter bemerkbar.

Durch Flutwellen?

Genau. Was früher ein Jahrhundertereignis war, ist heute schon fast ein Zehn-Jahres-Event. In den Niederlanden wurden die Deiche schon angepasst. Aber bei einem um 15 Meter höheren Meeresspiegel würde Holland nicht mehr existieren. Gar nicht zu reden von den kleinen Inselstaaten, wo in manchen der höchste Punkt nur zwei oder drei Meter über dem Meer liegt.

Weiß man, welches Risiko ein Auftauen des Permafrostbodens mit sich bringen könnte? Es hat ja schon begonnen.

Das ist noch nicht klar. Die Erwärmung des Permafrostbodens wurde im Bericht dokumentiert und wird weitergehen. Neben Methan wird auch CO₂ emittiert. Zur Frage, wie viel das genau sein wird, gehen die Spannbreiten noch zu weit auseinander. Das IPCC konnte sich dazu noch nicht festlegen.

Anscheinend ist auch der Einfluss der Wolken auf Klimaveränderungen noch nicht voll geklärt. Das liest sich überraschend.

Das hat verschiedene Gründe. Zum einen hat es mit der Modellierung zu tun. Die meisten globalen Klimamodelle haben eine Maschengröße von 50 Kilometern. Die kleinräumigsten haben 20 Kilometer, aber auch damit lassen sich Wolken nicht detailliert genug abbilden. Regionale Klimamodelle können das besser, sie haben zwei oder sogar nur einen Kilometer Maschenbreite. Deshalb haben wir, wenn es um Starkniederschläge geht, mehr Vertrauen in diese Modelle als in die globalen. Eine andere Unsicherheit sind Aerosole, die zum Beispiel in Verbrennungsprozessen entstehen, und wie sie mit Wolken interagieren. Wir verstehen das aber mittlerweile besser. Im globalen Durchschnitt kühlen Aerosole die Atmosphäre ab.

Das bringt mich auf das „Geoengineering“. Es gibt ja Ideen, Aerosole in die Atmosphäre zu blasen, um sie abzukühlen. Weiß man, welchen Effekt das hätte?

Dazu wurde für diesen Bericht eine Modellierung angestellt. Die Arbeitsgruppe 3 des IPCC wird sich diese Frage für ihren Bericht genauer anschauen. Für den Bericht von Arbeitsgruppe 1 wurde modelliert, was passieren würde, wenn man zum Beispiel Sulfate in die Atmosphäre spritzt. Generell gilt: Solche Aerosole verschwinden schnell aus der Atmosphäre. Man müsste sie ständig nachliefern, was Kosten hätte, aber auch die Frage aufwerfen würde, wer das macht: Einigen sich alle Länder auf eine gemeinsame Anstrengung, oder machen nur manche das? Und was wäre, wenn die betreffenden Länder sich plötzlich nicht mehr einig wären? Das ist die eine Sorte Fragen in Pandoras Büchse, meine ich. Die andere: Studien zeigen, dass es möglich wäre, die Temperatur auf diese Weise zu drücken, sogar auf vorindustriellen Stand, falls man viel Aerosol spritzt. Aber das Klima wäre dann ein anderes als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Temperatur wäre am Äquator niedriger als heute, in der Arktis wäre sie höher. Dadurch würden sich die atmosphärische Zirkulation und damit die Niederschläge komplett verändern. Der Mittelmeerraum würde nahezu austrock-

„Studien zeigen, dass es möglich wäre, die Temperatur zu drücken, indem man Aerosole in die Atmosphäre spritzt, sogar auf vorindustriellen Stand. Aber das Klima wäre dann ein anderes als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.“

nen, weil es dort kaum noch Niederschläge gäbe, andere Regionen würden überflutet.

Das sieht nicht nach einer Option aus.

Wie gesagt, das wird in dem im März erscheinenden Bericht genauer behandelt. Arbeitsgruppe 1 hatte dazu nicht das Mandat.

Aber hat das Modell, das in dem Bericht vom Montag beschrieben wird, untersucht, was geschehen würde, wenn die Aerosolzufuhr in die Atmosphäre nicht mehr weiterginge? Würden die Temperaturen dann rasant steigen?

Vermutlich ja. Sie würden dann viel schneller auf den Wert gelangen, der dem Treibhausgasanteil in der Atmosphäre entspricht. Vielleicht könnte man dann von einem Kippunkt sprechen.

Kann man dem Bericht vom Montag entnehmen, welche Regionen der Erde regelrecht unbewohnbar werden könnten? Es wird ja immer wieder vermutet, dass der Klimawandel Migrationsbewegungen hervorrufen wird, die wir uns noch gar nicht vorzustellen vermögen – und die politischen Konsequenzen auch nicht.

Das wird mehr im Bericht von Arbeitsgruppe 2 behandelt. Klar ist aber, dass manche Regionen auch bei den gleichen klimabedingten Veränderungen vulnerabler wären als andere. Dass die

Niederlande zum Beispiel sich an einen Meeresspiegelanstieg besser anpassen könnten als Bangladesch, liegt auf der Hand. Mit der Migration und mit sozioökonomischen Aspekten wiederum beschäftigt sich der Bericht von Arbeitsgruppe 3. Aber alles wird auf den Erkenntnissen von Arbeitsgruppe 1 über die Physik basieren. Und die drei Arbeitsgruppen werden diesmal stärker zusammenarbeiten als früher.

Beim wichtigen Klimagipfel in Glasgow dieses Jahr werden die Berichte noch nicht alle vorliegen. Ist das bedauerlich oder kann, wenn man das politisch will, auf ganz gleich welchem Treffen etwas Weitreichendes beschlossen werden?

Der jetzt erschienene Bericht hat nur vier Monate Verspätung gegenüber dem geplanten Termin. Der Gipfel in Glasgow sollte eigentlich schon 2020 stattfinden. Wegen Corona wurde er um ein Jahr verschoben. So gesehen, kann das IPCC dem Gipfel nun sogar mehr Input liefern als ursprünglich gedacht. Wichtige Aussagen liegen nun vor, um den Druck zum Handeln auf die Politik zu verstärken. In Glasgow werden die verschärften national festgelegten Beiträge auf den Tisch gelegt, dazu kann jedes Land sich von dem Bericht der Arbeitsgruppe 1 informieren lassen. Und nichts im Abkommen von Paris verhindert, die Ziele jederzeit weiter zu verschärfen.

Die jüngsten Klimaziele der EU sehen so aus, als würden sie dem optimistischsten Szenario im IPCC-Bericht gerecht, bis 2030 mindestens eine Halbierung der Emissionen zu erreichen und Klimaneutralität bis 2050. Die Ziele der USA unter ihrem neuen Präsidenten auch, die Chinas vielleicht auch. Vorausgesetzt, alle ergreifen entsprechende Maßnahmen.

Wir sind noch nicht verloren, um auf Ihre erste Frage zurückzukommen. Persönlich fand ich es bemerkenswert, dass vor kurzem die G20 über Klimaneutralität diskutiert und sich in ihrer Abschlusserklärung dazu bekannt hat. Damit liegt zumindest auf dem Papier eine Einigung vor, die rund 80 Prozent aller Treibhausgasemissionen abdeckt. Und schaut man sich an, was die einzelnen Länder sich an Verpflichtungen bis 2050 gegeben haben, beziehungsweise China bis 2060, um Klimaneutralität zu erreichen, dann entspricht das rund 70 Prozent aller Treibhausgasemissionen. Das sind schon Zeichen, dass die Hauptbotschaften angekommen sind. Die konkreten Maßnahmen zur Umsetzung müssen noch folgen, aber die Message ist angekommen. Das ist ein erster wichtiger Schritt und gibt Grund zur Hoffnung. Manchmal muss man sich an jeder Hoffnung festhalten. ●

An der Küste von Island ...



... und eine Klimaschutz-Kundgebung 2019 in Luxemburg



LEITARTIKEL

1,5 Grad, oder?

Peter Feist

„All Excuse ass gudd fier eisen Liewensstil ze verteidegen.“ – „Op laang Siicht hun mir als Menschen verluer well eenzeg an alleng d’Natur meeschter ass. Genéissen mer nach de Rescht dovuner.“ – „Ett as glungen daat elo denen selweschten ‚Expaaeren‘ gleeft geet, dei virun nemmen 3 Joer nach gesoot hunn daat ett 2040 wier ewou Erderwaermung em 1,5 Grad mei heisch wir.“

Schon allein die Kommentare auf *rtl.lu* nach den Meldungen über den neuen Bericht des Weltklimarats IPCC enthalten eine ganze Bandbreite an Reaktionen angesichts der nun aktualisierten Klima-Szenarien: Angst. Skepsis gegenüber Experten. Zynismus. Ablehnung.

Alles nicht neu und ganz verständlich, nicht zuletzt wegen Corona: Noch ist die Seuche nicht fort, da ist schon von der nächsten Krise die Rede. Obendrein von einer, gegen die es keinen Impfstoff gibt und vor der auch keine Maske schützt. Vielleicht könnte ein viele Jahre langer *Lockdown* etwas bringen, um bei den seit März 2020 benutzten Begriffen zu bleiben, doch das ist Unsinn.

Was aber tun – um am besten das optimistischste der Szenarien zu erreichen, die der Bericht des Weltklimarats beschreibt: Die Erderwärmung gegenüber der vorindustriellen Ära lasse sich auf 1,5 Grad begrenzen, falls umgehend reagiert wird, die globalen Treibhausgasemissionen schon bis 2030 mindestens halbiert werden und 2050 auf der ganzen Welt „Klimaneutralität“ herrscht. Klappt das nicht, steigen die Temperaturen weiter. Schlimmstenfalls würde die 1,5-Grad-Grenze schon 2030 überschritten und 2100 könnten drei Grad mehr erreicht sein als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Welche Welt man sich unter welchem Szenario vorstellen kann, soll im Februar nächsten Jahres ein anderer IPCC-Bericht erläutern. Klar ist schon jetzt, dass extreme Ereignisse häufiger werden, je weiter der Klimawandel fortschreitet.

Aber noch wurden Maßnahmen dagegen gar nicht wirklich ergriffen. Mehr Solarstrom, besser isolierte Häuser, mehr Elektroautos, emissionsarme Technologien sind nur erste Stationen auf dem Weg. Noch kennt den niemand genau, denn weder werden es raffinierte „grüne“ Technologien alleine richten, noch ein Verzicht der Menschen in den reichen Ländern auf einen „Lebensstil“. Das Problem ist komplizierter. Die Klimakrise ist eine der heutigen Wirtschaftsordnung und der Machtverhältnisse, die auch von der Umwelt abgesehen Schäden verursachen. Hinter „Verzicht“ steckt auch die Frage nach Gerechtigkeit, sowohl zwischen reichen und armen Ländern wie auch nach Verteilungsgerechtigkeit innerhalb der Länder. Wie weit man mit der Diskussion darüber in Luxemburg kommt, wenn es ernst wird, zeigt sich weniger an den Auseinandersetzungen über die CO₂-Steuer als an der politischen Aversion, große Vermögen steuerlich stärker zu belasten.

Schon machen sich jene bemerkbar, die vor einem „Klima-Sozialismus“ warnen, in dem „man bald gar nichts mehr darf“. Doch wenn kein Regime aus Regeln und Einschränkungen erlassen wird, führt ein Klima-Kapitalismus über kurz oder lang dazu, dass Aktivitäten, die Treibhausgase freisetzen, so teuer werden, dass nur noch wenige Menschen und nur wenige Unternehmen sie sich leisten können. Die CO₂-Steuer, die jede emittierte Tonne immer teurer machen soll, ist schließlich keine Erfindung von Déi Gréng, sondern unter anderem der OECD.

Sicher ist, dass in den reichen Ländern das Leben und das Wirtschaften sich werden ändern müssen. Möglicherweise werden sie sich kaum ändern, und die heute Zehnjährigen werden mit 40 in jedem Sommer öffentlich bereitgestellte klimatisierte Hallen aufsuchen, um sich ein wenig abzukühlen, wie das im Westen Kanadas vor zwei Monaten der Fall war. Oder es gelingt tatsächlich, nach harten Auseinandersetzungen, eine ebenso wirksame wie gerechte Ordnung aufzustellen, die 1,5 Grad einhalten lässt. Verschwinden oder harmlos werden wird der Klimawandel im Unterschied zu Sars-CoV-2 nie. Und schon in ein paar Wochen wird darüber erneut zu reden sein: Dann wird die World Weather Attribution, eine Initiative mehrerer Universitäten, einen Bericht über die Überschwemmungen vor vier Wochen in Europa herausgeben, von denen auch Luxemburg betroffen war. Sie wird sagen, ob die Überschwemmungen auf ein einzelnes Wetterereignis zurückzuführen sind oder auf den Klimawandel.

PANDEMIE

Alles ruhig, fast

Die immer medienbewusstere beliebteste Politikerin des Landes gab am Mittwochmorgen zunächst *RTL Radio Lëtzebuerg* ein Interview, ehe sie eine Stunde später mit dem Chef des Gesundheitsamts den Rest der Presse empfing. So war Paulette Lenert die maximale Wirkung garantiert. Die Corona-Lage sei „stabil“, so die LSAP-Gesundheitsministerin im Rückblick auf die vergangene Woche. 404 Neuinfektionen wurden gezählt, ein Zehntel weniger als in der Woche zuvor, so dass seit dem kleinen Ausbruch nach dem Nationalfeiertag die Inzidenz in der fünften Woche in Folge sank. Trotz 80-prozentiger Dominanz der Delta-Variante des Virus sei die Zahl der Neueinweisungen an Covid-19 Erkrankter in Spitälern von 26 auf zwölf zurückgegangen; das sei „die positivste Nachricht“.

Auf eine Journalistenfrage, weshalb die Lage hierzulande relativ entspannt sei, während sich in manchen Gegenden Frankreichs etwa die Krankenhäuser wieder füllen, meinte die Ministerin, das liege wohl daran, dass „die Leute hier viel mitmachen“. Außerdem sei das Covid-Check-System (wenngleich es den Premier nicht vor einer Ansteckung schützte) in Luxemburg vergleichsweise früh eingeführt worden. Mit einer ersten Dosis gegen Sars-CoV-2 geimpft waren Mitte dieser Woche 72 Prozent der über zwölfjährigen Bevölkerung. 67,5 Prozent waren komplett geimpft (Foto: Sven Becker). Der Direktor des Gesundheitsamts, Jean-Claude Schmit, schätzte, dass dieser Anteil auf 80 bis 90 Prozent zunehmen muss, um angesichts der leichter übertragbaren Delta-Variante eine „Herdennimmunität“ zu erreichen.

Das Gesundheitsministerium treffe Vorkehrungen für den Herbst, so Paulette Lenert. In den Schulen seien bis Weihnachten regelmäßige Schnelltests für Sechs- bis Zwölfjährige geplant, für über Zwölf- und bis 18-Jährige bis zu den Allerheiligen-Ferien: „Diese Altersgruppe kann ja geimpft werden.“ Hochvulnerablen Personen sollen ebenfalls regelmäßige Schnelltests angeboten werden, selbst wenn sie bereits geimpft sind. Eine dritte Impfdosis für diesen Personenkreis schließt der Gesudheitsamts-Direktor nicht aus; für die allgemeine Bevölkerung sei er zurzeit aber nicht angezeigt. Das *Large-scale testing* läuft am 15. September aus, eine Verlängerung sei „nicht geplant“, erklärte die Gesundheitsministerin.

Gegenüber *RTL* hinterließ Paulette Lenert den Eindruck, lieber ihr Image als die um alle Besorgte zu pflegen, statt politisch ähnlich entschlossen wie LSAP-Vizepremier Dan Kersch für eine Coronasteuer zu plädieren. Sie halte es für „noch zu früh, dazu ja oder nein zu sagen“. Zunächst müsse man „verstehen, wer ein Krisengewinnler“ sei. Ein „Tabuthema“ dürfe eine solche Steuer aber nicht sein. pf

Blog



P E R S O N A L I E N

André Bauler,

DP-Abgeordneter und Präsident des parlamentarischen Finanzausschusses, nannte die Ideen aus der LSAP für eine Coronasteuer „das Ungeheuer von Loch Ness“. Die bloße Diskussion darüber sei eine „falsche Debatte zum falschen Zeitpunkt“. Die internationale Steuerlandschaft sei in Bewegung. „Alles läuft auf einen globalen Mindeststeuersatz für Betriebe und auf eine weltweite digitale Steuer hinaus“ – obwohl in Wirklichkeit die USA alles daran gesetzt haben, ihre Internet-Riesen davor zu schützen. Die Frage, wie die Krisenkosten, die noch nicht abschließend beziffert sind, gedeckt werden sollen, erörterte André Bauler nicht, scheint aber wie seine Partei davon auszugehen, dass sie wegen der zurzeit guten Wachstumsaussichten gar nicht gestellt werden muss. pf

Sven Clement,



Piraten-Abgeordneter, möchte mit einer parlamentarischen Anfrage an die Regierung herausfinden, ob auch in Luxemburg „unidentified aerial phenomena“ beobachtet werden. In den USA hatten die Geheimdienste im Juni einen Bericht abgeliefert, laut dem mehr als 100 solcher zwischen 2004 und 2021 gemachten Beobachtungen unerklärlich seien. pf

Paulette Lenert,

Gesundheitsministerin (LSAP), will den Posten der Generalkoordination in ihrem Ministerium nicht neu besetzen. Informationen des *Land*, nach denen Chefjurist Laurent Jomé

die Nachfolge von Anne Calteux antreten wird, die aus dem Ministerium ausscheidet und die Leitung der Vertretung der EU-Kommission in Luxemburg übernimmt, dementierte Paulette Lenert: Das Direktionskomitee des Ministeriums werde die Koordination „im Team“ erledigen. Laurent Jomé werde aber in den „Préconseil“ der Regierung entsandt. Dort tauschen die Spitzenbeamten der Ministerien sich aus und bereiten für ihre Minister/innen Regierungsratsbeschlüsse vor. pf

P O L I T I K

Schickssalsschläge

Der Präsident der Polizeigewerkschaft SNPGL, Pascal Riquier, beklagte am Montag gegenüber *RTL*, weder die Polizeidirektion, noch das Ministerium hätten sich bislang bei dem Polizisten gemeldet, der am 31. Juli in Ettelbrück einen Mann erschossen hatte, um ihm juristischen Beistand anzubieten. Riquier behauptete, das Ministerium für den Öffentlichen Dienst würde häufig die Anwaltskosten nicht übernehmen, obwohl das Gesetz es so vorsehe. Am Dienstag berichtete *RTL* dann über die Witwe des vor dreieinhalb Jahren bei einem Autounfall in Lausdorn verstorbenen Polizisten, die sich über mangelnde Unterstützung seitens der Polizeidirektion und des Ministers für Innere Sicherheit beklagte. In seiner Antwort betonte das Ministerium am Donnerstag, dass sämtliche Begleitprozeduren vom Ministerium vorgeschlagen und erledigt worden seien. Die Betroffene habe sich aber wohl zusätzliche oder andere Unterstützung erwartet. ll

Auf der Zielgeraden

Für das auch unter Ärzt/innen nicht unumstrittene Vorhaben, Mediziner/innen die Gründung von Gesellschaften zu ermöglichen, die dann andere Ärzt/innen einstellen könnten, gibt es noch keinen Gesetzentwurf der Regierung.

LSAP-Gesundheitsministerin Paulette Lenert hatte Anfang Mai angekündigt, „demnächst“ dem Regierungsrat einen Vorentwurf vorzulegen (*d’Land*, 7.5.2021). Diese Woche erklärte sie auf Nachfrage, das sei noch nicht geschehen, aber allein aus Zeitgründen. Der Text befinde sich auf der „dernière ligne droite“. pf

Keine „Surveillance interne“ durch SRE

Im Zusammenhang mit den Enthüllungen um die Spionagesoftware Pegasus der israelischen Firma NSO wollte der Piraten-Abgeordnete Sven Clement in einer parlamentarischen Anfrage wissen, wie Journalisten, Aktivisten oder Politiker sich in Luxemburg gegen staatliche Überwachung zur Wehr setzen können. In ihrer gemeinsamen Antwort betonten die Minister Bettel, Asselborn, Kox und Fayot, dass das Geheimdienstgesetz ausdrücklich „toute surveillance politique interne“ durch den Geheimdienst SRE ausschließe, der nur im Falle einer potentiellen Bedrohung durch Spionage, gewaltbereiten Extremismus, Terrorismus, Verbreitung von Massenvernichtungswaffen oder der Gefährdung verteidigungsrelevanter Güter aktiv werde. Um den Bürgern die nötige Rechtssicherheit zu bieten, sei für den SRE ein Kontrollmechanismus auf Ebene der Verwaltung, der Regierung, des Parlaments und der Gerichtsinstanzen vorgesehen. ll

Medizin für alle

Die Regierung arbeite an einer Lösung, um allen in Luxemburg lebenden Menschen den Zugang zu Gesundheitsleistungen zu garantieren, also auch solchen, die sich keine Krankenkasse leisten können. Dies antworteten vier Minister auf eine parlamentarische Anfrage des CSV-Abgeordneten Paul Galles. Ein paralleles Versorgungssystem solle aber vermieden werden, um die betroffenen Personen nicht zu stigmatisieren. Wie im Koalitionsabkommen vorgesehen, soll der Staat die Kosten übernehmen. Wegen Covid-19 seien die Arbeiten zwischenzeitlich in Verzug geraten, Anfang dieses

Jahres seien sie aber wieder fortgesetzt worden und stünden kurz vor dem Abschluss. Die Expertengruppe Ronnen Dësch hatte Ende Juni in einem offenen Brief ihre Forderung nach einer universellen und solidarischen Gesundheitsversorgung noch einmal geäußert. Sie soll nun in die Umsetzung mit einbezogen werden. ll

W O H N U N G S B A U

Namen, bitte

Ein Ende Juli von Liser und Uni Luxemburg veröffentlichter wissenschaftlicher Artikel zur Wohnungsnot in Luxemburg hat in den vergangenen Wochen die Diskussion über die Besitzverhältnisse von Bauland wieder neu entfacht. Die Forscher Tom Becker, Markus Hesse und Antoine Paccoud hatten 71 Bauprojekte untersucht und herausgefunden, dass 27 Privatunternehmen und 31 Privatpersonen als Landbesitzer oder Entwickler an diesen Projekten beteiligt waren. Von diesen 27 Unternehmen gehörten 19 zu den fünf Prozent, die die wertvollsten Grundstücke besitzen. Allerdings würden lediglich vier Unternehmen beim Landbesitz dominieren, weil 31,9 Prozent des Baulands in ihrem Besitz seien und sie bei 21 der 46 von Unternehmen entwickelten Bauprojekten involviert gewesen seien, heißt es in dem Artikel. Ferner seien sie an neun von 20 Transaktionen beteiligt gewesen, bei denen Bauland von Privatpersonen an Unternehmen verkauft wurde. Obwohl die Presse ausgiebig über den Artikel berichtete, gelang es offenbar niemandem, herauszufinden, um welche vier Unternehmen es sich dabei handelt (auch wenn es nicht schwer zu erraten sein dürfte). Wie Antoine Paccoud am Mittwoch im *Radio 100,7* erklärte, wollen die Forscher sich dieser Frage nun selbst annehmen. Im Herbst wolle das Liser eine Studie veröffentlichen, in der es die Namen der Besitzer großer Baulandflächen nennen werde. ll

Umstrittene Gesondheets-App

Luc Laboulle

Die von der AMMD gegründete Firma Digital Health Network wird in Kürze eine App veröffentlichen, die das Bezahlen von Arztrechnungen und die Rückerstattung durch die CNS vereinfachen soll

Sechs Wochen „Krankekeess Bonjour, den Delai fir Remboursementer kann de Moment bis zu sechs Woche sinn“, entgegnet die Ansagerin vom Band den Anrufer/innen, die in diesen Tagen die Telefonnummer der CNS wählen. Die Dauer für die Kostenrückerstattung von Arztrechnungen durch die öffentliche Gesundheitskasse gibt seit Jahren Anlass zu Beanstandungen und hat sich durch Covid-19 noch verlängert. Um die aufwändige Prozedur zu vereinfachen, wird seit den 1990-er Jahren über die Einführung eines *Tiers payant généralisé* diskutiert. Eine Ende 2017 eingereichte Petition mit dem Ziel „de ne plus devoir avancer l'argent lors de visites médicales“ wurde von über 7 100 Bürger/innen unterzeichnet. Eine Woche vor der öffentlichen Anhörung der Petentin im Parlament machte die Ärztevereinigung AMMD mit einem offenen Brief Kampagne gegen das allgemeine Drittzahlerprinzip und warnte vor einer „Entmündigung der Patienten“ und einer „Staatsmedizin“. Während Linke und ADR, aber auch die Regierungsparteien Grüne und die für Gesundheit und Sozialversicherung zuständige LSAP die Petition unterstützten, reagierten DP und CSV verhalten.

Die AMMD sieht durch den *Tiers payant généralisé* die Unabhängigkeit des Arztberufes in Frage gestellt, doch eigentlich meint die liberale Ärzteschaft damit, dass sie der CNS nicht die Macht und die Kontrolle überlassen will, zu überprüfen, ob alle Leistungen, die Ärzt/innen ihren Patient/innen verschreiben, auch tatsächlich von der Gebührenordnung erlaubt sind. Deshalb stellte die AMMD im November 2019, noch bevor Sozialminister Romain Schneider (LSAP) im Vorfeld der Quadripartite ankündigte, einen „Tiers payant de nouvelle génération“ einzuführen, das Konzept einer Smartphone-App vor, die sie selber mit entwickelt hat. Dazu hatte die AMMD im Juni 2019 die Sàrl. Digital Health Network (DHN) gegründet. 80 Prozent des Grundkapitals, das im April 2020 von 30 000 auf 150 000 Euro erhöht wurde (das autorisierte Kapital wurde im Mai 2020 nachträglich auf eine Million Euro erhöht), haben 13 Vorstandsmitglieder der AMMD, die auch als *Bénéficiaires effectifs* registriert sind, selbst investiert. Die übrigen 20 Prozent entfallen auf die Sàrl. Have a Portfolio, eine digitale Plattform, die bislang vor allem von Finanz- und Versicherungsdienstleistern genutzt wurde. Zeigten der Sozialminister und die CNS sich anfangs noch skeptisch, unterstützen sie inzwischen das Konzept. Der *Tiers payant généralisé* oder *de nouvelle génération* ist vom Tisch und wurde nach langen Verhandlungen durch das *Païement immédiat direct* ersetzt, das 2023 in Kraft treten soll. Die *Gesondheets-App* von DHN soll aber bereits in Kürze verfügbar sein, wie AMMD-Präsident Alain Schmit dem *Land* bestätigt.

Sparfuchs In einer ersten Phase soll vor allem die beschleunigte Kostenrückerstattung (*Remboursement accéléré*) über die App abgewickelt werden können. Patient/innen begleichen die Arztrechnung wie bisher. Neu ist, dass die Papierrechnung einen QR-Code enthält, den Versicherte mit der App scannen können. Auf diese Weise wird die Rechnung auf digitalem Weg direkt an die CNS weitergeleitet. Weil die Krankenkasse dadurch nicht nur Geld für Briefmarken und Verwaltungspersonal, sondern auch Zeit spart, kann sie die Kosten für Arztrechnungen innerhalb einer Woche zurückerstatten. Darüber hinaus können Patient/innen auch ganz auf eine ausgedruckte Rechnung verzichten und sie sich stattdessen vom Arzt auf ihre App schicken lassen und digital begleichen. Weiter bietet die *Gesondheets-App* die Möglichkeit, ärztliche Rezepte zu speichern, zu signieren und sie auf dem Smartphone in der Apotheke vorzuweisen, so dass sie ebenfalls nicht mehr auf Papier ausgedruckt werden müssen. Auch die Vereinbarung von Arztterminen wird über die Anwendung möglich sein.

Damit alle Funktionen der App genutzt werden können, muss der behandelnde Arzt sich aber dem System von DHN anschließen. Seit einigen Wochen installieren vier private IT-Dienstleister auf den Rechnern teilnehmender Praxen die von ihnen entwickelte Software *eConnecteur*, die die Voraussetzung zur Nutzung der App ist. Ärzt/innen zahlen für die Teilnahme ein Entgelt, die CNS will aber einen Teil davon übernehmen. Die Frage, wie viele Arztpraxen sich bislang dem System angeschlossen haben, wollte Alain Schmit nicht beantworten.

Eigentliches Ziel der App und der dazugehörigen Software ist es aber, mittelfristig das *Païement immédiat direct* einzuführen. Für Patient/innen hätte



Das Bezahlen beim Arzt soll nach und nach entfallen

In Ärztekreisen wird befürchtet, dass die Vorstandsmitglieder der AMMD sich mit DHN persönlich bereichern könnten, sobald die Firma Gewinne abwirft

dies den Vorteil, dass sie nur noch die Leistungen bezahlen müssen, die nicht von der öffentlichen Krankenkasse übernommen werden. Die Kosten für die Leistungen, die in der Gebührenordnung vorgesehen sind, würde die CNS direkt an die Ärzt/innen überweisen. Zurzeit laufen noch Verhandlungen mit der CNS, dass auch private Krankenkassen wie die DKV und die sich immer weiter in diese Richtung entwickelnde Mutualitäts-Kasse CMCM sich an das DHN-System anschließen können, damit selbst nicht von der öffentlichen Krankenkasse gedeckte (Zusatz-)Leistungen direkt über die App beglichen werden können. Nicht zuletzt werde die Software den Ärzt/innen viel bürokratische Arbeit abnehmen, die durch die doppelte Buchhaltung entstehe, wirbt Alain Schmit.

Überwachung Damit das DHN-System funktioniert, braucht es aber nicht nur eine App und die dazugehörige Software, sondern auch eine digitale Plattform und Server, auf denen die Daten gespeichert und abgerufen werden können. Die Server mit den persönlichen Nutzerdaten gehören der nationalen Agentur eSanté, bei der auch die AMMD Mitglied ist. eSanté hat DHN eine Betriebsgenehmigung erteilt, damit das Unternehmen die Daten der Agentur verwerten und ihre Server als Speicherort verwenden darf. Im Gegenzug verpflichtet DHN sich dazu, die Sicherheits- und Datenschutzbestimmungen einzuhalten. Die digitale Plattform, die diese Daten liest und verarbeitet, hat DHN selbst entwickelt. Auf dieser Plattform müssen Nutzer/innen sich einloggen und ihre Identität wird anhand persönlicher Daten wie Sozialversicherungs- und Telefonnummer verifiziert. Nicht nur die Patient/innen, auch Ärzt/innen müssen sich authentifizieren. Mediziner/innen, die diese Form der Digitalisierung kritisch betrachten, äußern aber Bedenken, weil eine private Firma wie DHN künftig ihren Arbeitskalender kontrollieren und einsehen könne, welche Medikamente sie verschreiben und welche Labor-Analysen sie in Auftrag geben. Dass die CNS soviel Macht und Kontrolle an ein privates Unternehmen abgibt, ist für sie unverständlich.

Die CNS hat vergangenes Jahr reagiert und will im September eine eigene App veröffentlichen, erklärt ihr Präsident Christian Oberlé dem *Land*. Die Funktionen der CNS-App sollen aber limitiert sein und sich vor allem auf die Bezahlung von Rechnungen und andere von der CNS angebotene Leistungen beschränken. Oberlé betont, dass die Apps von CNS und DHN die Patient/innen nichts kosten werden und diese stets der „Auslöser“ bleiben. Soll heißen: Selbst nach Ein-

führung des *Païement immédiat direct* können die Versicherten ihre Rechnung vor der Bezahlung einsehen, überprüfen und selbst entscheiden, ob sie sie digital begleichen lassen oder lieber traditionell den Betrag vorstrecken wollen.

Konkurrenz Theoretisch ist der Markt auch für andere Anbieter offen. So kann Oberlé sich vorstellen, dass etwa Krankenhäuser ihren Patient/innen eine Anwendung zur Verfügung stellen, die auf die Dienste in ihrem Spital zugeschnitten ist. Auch eine Plattform wie Doctena, die in mehreren europäischen Ländern tätig ist, könnte sich dazu entscheiden, das *Remboursement accéléré* oder das *Payement immédiat direct* in ihre App aufzunehmen (Doctena erklärte auf *Land*-Nachfrage, dass es seinen Kunden das System erst anbieten wolle, nachdem es sich bewährt habe und alle Kinderkrankheiten beseitigt seien). DHN dürfe die Plattform von e-Santé nutzen, unter der Bedingung, dass jede andere App sich daran anschließen könne, sogar wenn es ein Konkurrent von DHN sei, sagt Oberlé. Dies sei in der Betriebsgenehmigung klar geregelt. Dazu gehöre auch, dass die Nutzung für andere App-Anbieter gratis sein müsse. Er würde es begrüßen, wenn weitere Gesellschaften mit einsteigen würden, denn auf diese Weise könnten so viele Versicherte wie möglich für die Digitalisierung gewonnen werden, sagt Oberlé.

Diese Offenheit gelte jedoch nur für das e-Admin-System, erklärt Alain Schmit. Auf die Datenbanken von e-Santé könnten andere Anbieter zurückgreifen, wenn sie eine Betriebsgenehmigung von der Agentur erhielten. Die von DHN entwickelte Plattform, die die Nutzerdaten liest, und die Software, die eine sichere Authentifizierung durch eine digitale Signatur erlaube, sei aber exklusiv den Nutzer/innen der *Gesondheets-App* vorbehalten. Die digitale Signatur sei vor allem bei Rezepten von Bedeutung, damit Apotheker/innen sich sicher sein könnten, dass das Dokument nicht gefälscht wurde und ein rezeptpflichtiges Medikament tatsächlich von der Person abgeholt wird, der es verschrieben wurde.

Vorsprung Da DHN bereits damit begonnen hat, seine Software auf den Rechnern der Ärzt/innen zu installieren, hat das Unternehmen gegenüber potenziellen Konkurrenten einen Wettbewerbsvorteil. Der Name *Gesondheets-App* suggeriert zudem, dass es sich um eine Anwendung der Gesondheetskes CNS handle. In Ärztekreisen nicht unumstritten ist das digitale System von DHN auch deshalb, weil befürchtet wird, dass die Vorstandsmitglieder der AMMD sich mit DHN persönlich bereichern könnten, sobald die Firma Gewinne abwirft. Alain Schmit weist dies zurück und betont, dass erst einmal die Schulden abbezahlt werden müssten, die die AMMD-Mitglieder für die Entwicklung des Systems aufgenommen haben. 2019 lagen die Schulden von DHN bei 115 000 Euro, der Abschluss für 2020 liegt noch nicht vor.

Die private Initiative der AMMD rechtfertigt Schmit mit dem Versäumnis des öffentlichen Gesundheitswesens, die Digitalisierung voranzutreiben. Zwar habe die Agentur e-Santé mit der Einführung der gemeinsamen elektronischen Patientenakte (DSP) einen wichtigen Schritt unternommen, doch im Bereich der Verwaltung sei vieles verpasst worden. Die AMMD habe mit DHN lediglich Eigeninitiative bewiesen und diese Lücke geschlossen. Nicht zuletzt werde mit diesem Ansatz die Unabhängigkeit des Berufsstandes bewahrt. ●

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Pacta sunt servanda

Das hauptstädtische Geschichtsmuseum zeigt eine Ausstellung über Verschwörungstheorien. Bürgermeisterin Lydie Polfer hat dem Museum verboten, die Terroranschläge der Achtzigerjahre zu erwähnen. Das war die richtige Entscheidung aus dem falschen Grund.

Waren die Sprengstoffanschläge eine Verschwörung (von Gendarmerie, Nato, Geheimdienst)? Oder waren sie eine Verschwörungstheorie (von RTL, Rechtsanwälten, Zeugen)? Oder wurde die Verschwörung hinter Verschwörungstheorien versteckt (über den Schwarzen Prinzen, Gladio, das Oktoberfest)?

Die Ausstellung verwirrt manche Besucher. Sie haben Schwierigkeiten, die *Fake News* auszumachen, wenn sie die *Genuine News* nicht kannten. Die Ausstellung hätte auch die Terroranschläge in Gerüchten ersäuft. Politik, Presse und sonstige Spinner haben die Anschläge ausreichend zur Comic-Figur „Bommeleer“ folklorisiert.

Es gibt linken und rechten Terrorismus. Der eine schlägt gezielt zu, um Angst unter Vertretern von Politik und Wirtschaft zu schüren. Er bekennt sich dazu. Der andere schlägt blind zu, um Angst in der Bevölkerung zu schüren. Er bleibt stumm. Die Anschlagsschwelle von 1984 bis 1986 war rechter Terrorismus.

Im Tripartite-Land Luxemburg waren die Klassenkämpfe Kommentarkämpfe. Deshalb blieb der rechte Terrorismus unblutig: Statt eine Autobombe zur Mittagszeit in der belebten Großgasse abzustellen, sprengten die Attentäter abends verlassene Gebäude und Strommasten. Das Gegenteil der damals viel diskutierten Neutronenbombe.

Erst in der Anklageschrift, dann mit der Bloßstellung des Geheimdienstes und schließlich der Beschuldigung der ehemaligen Gendarmerieführung erbrachte die Justiz den Nachweis: Der staatliche Sicherheitsapparat verübte und vertuschte die Terroranschläge. Bis heute bestritt das niemand. Es empörte auch niemand. Niemand übernahm die politische Verantwortung.

Schon nach drei Jahren waren die Anschläge „superfétatoires“: International hatte der *Ennemi* 1989 kapitulierte. Der Neoliberalismus hatte sich durchgesetzt, der Kalte Krieg war zu Ende.

Lydie Polfer gehört seit Jahrzehnten zu den politisch tonangebenden Liberalen. Sie hasst Unordnung. Also auch die

„Propaganda der Tat“. Selbst wenn diese aus ihrer, der staatlich besoldeten Mitte der Gesellschaft kommt. Sie will nicht, dass die alten Geschichten noch einmal Staub aufwirbeln. Dass erneut Misstrauen gegenüber den bürgerlichen Verhältnissen und deren Staatsorganen aufkommt.

Lydie Polfer will nicht, dass der Terrorismus aus der staatlich besoldeten Mitte der Gesellschaft noch einmal Staub aufwirbelt

„Gerüchte von Wahrheit zu trennen, ist Sache der Justiz“, dekretierte die Rechtsanwältin auf *reporter.lu* (29.6.21). „Wenn der Prozess einmal abgeschlossen ist“, dürfe der „Bommeleer“ in einer Ausstellung thematisiert“ werden.

„Es ist anachronistisch zu glauben, dass man 2021 juristisch auf Ereignisse antworten kann, die sich in den Siebzigerjahren zugetragen haben“, erwiderte der italienische Historiker Enzo Traverso. Er meinte die Auslieferung von Mitgliedern der Roten Brigaden. Ereignisse, „die mehr als 40 Jahre zurück liegen, also zwei Generationen, und die noch nicht 'historisiert' sind“ (*storieinmovimento.org*, 7.5.21).

Die seit 35 Jahren verschleppten Ermittlungen machen die Sprengstoffanschläge unverjährbar wie Kriegsverbrechen. Im Laufe der Zeit gerinnt juristische Erkenntnis zu historischer. Im Mai 2014 beriet die Regierung über eine Amnestie für die Terroristen mit CGFP-Karte. Vielleicht um anstelle von Gerechtigkeit wenigstens Wahrheit zu erkaufen. Aus Rücksicht auf das laufende Gerichtsverfahren sah das Kabinett von einem präventiven Straferlass ab.

Bis zum Abbruch des Prozesses 2014 war die Vorsitzende Richterin erfolgreich als Historikerin, nicht als Juristin. Als Historikerin legte sie an 177 Verhandlungstagen große Teile der Verbrechen und Komplizenschaften bloß. Als Juristin fehlten ihr die Beweise, um individuelle Verantwortungen auseinanderzuklauben. Alle hielten dicht. Lydie Polfer rät abzuwarten, bis alle tot sind. ● Romain Hilgert



Eine öffentliche Toilette 2013
Bommeleer-Prozesses
zur Zeit des

Kein fließend Wasser, kein Strom und kein Recht, hier zu sein. José schläft mit seinem Kumpel in einem leerstehenden Haus in Esch



Sven Becker

Abgestürzt Eva sitzt mit heruntergelassener Hose und gespreizten Beinen neben der Eingangstür. Sie hat sich an die Wand gelehnt, aber ihr Oberkörper will sich nicht recht halten und sackt immer wieder zur Seite auf den Boden. Ihre blonden kurzen Haare sind staubbedeckt, eine Schicht Schmutz hat sich auf ihr Gesicht gelegt, sie wimmert vor sich hin. Urin bahnt sich seinen Weg über den Asphalt. Ein Security-Mann geht mit routiniertem festem Schritt auf sie zu. Zieh deine Hose hoch, befiehlt er ihr in einem höflichen Ton. Eva will nicht. Sie kriegt nicht mit, wie fremde Männer an ihr vorbeigehen, sie verstohlen anstarren und mehr sehen, als allen lieb ist. Eva kriegt mal wieder nichts mit, weil sie besoffen ist.

Erste Phase, Verlust der Heimat Ein Abend im Juni, die letzten Tage der Winteraktioun sind gezählt. Hierher, zur Wak am Findel, kommen jeden Abend Menschen aus ganz Luxemburg, die nicht mehr wissen, wo sie noch schlafen können. Die Winteraktion soll Menschen ohne festen Wohnsitz vor dem Tod durch Erfrieren schützen, der gewöhnliche Zeitraum von Anfang Dezember bis Ende März ist in diesem Jahr wegen Corona um drei Monate verlängert worden. Das Gebäude steht am Waldrand, gleich nebenan die Polizeistation und das Abschiebegefängnis für Flüchtlinge, die auf Klärung ihres Aufenthaltsstatus warten. Etwa 180 Menschen, hauptsächlich Männer jeden Alters, schlafen jeden Abend hier. Einer von ihnen ist José. Mit 22 Jahren ist er einer der jüngsten. José kommt aus Portugal, Lissabon. Wenn er Fotos seiner Heimat auf dem Handy sucht, zeigt er die Ponte 25 de Abril, die rote Hängebrücke, die auch Golden Gate von Lissabon genannt wird, weil sie nach dem Vorbild der Golden Gate Bridge in San Francisco gebaut worden ist. José auf dem Platz des Kommerz, hinter ihm thront die Reiterstatue des portugiesischen Königs José der Erste. José auf dem Triumphbogen, unter ihm die alte Stadt und vor ihm das Meer. Es sind Fotos aus der Vergangenheit und Bilder, die sich nur allzu gern in José's Gedächtnis eingebrannt hätten, aber José's Vergangenheit ist ein Tyrann, ständig stört sie und redet dazwischen. Damals ist sein Leben von der Schiene gesprungen und hat sich seither nicht wieder sauber aufs Gleis setzen lassen, der Zug quält sich ächzend und schlingern voran, ein Rad knirscht durchs Kiesbett, das andere rumpelt über die Schwellen.

Als José 18 wird, packt seine Mutter die Koffer und flieht mit ihm und den übrigen Geschwistern nach Deutschland. Es ist 2017 und die Krise in Portugal wütet ohne Aussicht auf baldige Besserung. José hofft, dass jetzt alles besser wird. Besser als in Portugal, wo die Mutter mehr Zeit in Kneipen verbringt als zuhause. Die kleinen Kinder sind eingesperrt, Mama hat den Schlüssel mitgenommen und trifft sich mit Männern. Manchmal kommt Mama erst nach zwei Tagen wieder, die Kleinen sind dann völlig ausgehungert und stürzen sich auf Brot und Milch, die

Das System hat Menschen wie José nicht vorgesehen. Weil er kein festes Einkommen hat, bekommt er auch keine Wohnung. 2100 Euro Netto im Monat und acht Stunden auf der Baustelle genügen nicht, um einen sauberen Schlafplatz zu bekommen.

Mama mitbringt. Die meiste Zeit essen die Kinder Brot, das sie in Milch tunken, wenn denn gerade eine Schüssel da ist. José sagt, in der Küche sei es wie im Museum zugegangen. Die Mama will selten, dass das Geschirr benutzt wird, es soll vor allem schön aussehen. In der Schule hat José Probleme, dem Unterricht zu folgen. Der leere Bauch sehnt sich nicht nach mathematischen Lösungen. „Meine Mutter war nicht schlecht“, sagt José. „Sie hat nie Alkohol getrunken. Sie hat mich nie geschlagen.“

Zweite Phase, Verlust von Nähe In Mainz ist alles neu. Hier leben sie jetzt. Aber besser? José macht zwei Monate lang einen Deutschkurs, bricht dann ab, weil er lieber arbeiten und sein eigenes Brot verdienen will. Er heuert bei einer portugiesischen Baufirma in der rheinland-pfälzischen Stadt an und geht auf Montage. Aber das Klima

in Deutschland macht José zu schaffen. Auch das menschliche. Er ist diese Kälte nicht gewohnt, fühlt sich einsam. Dieses Gefühl legt sich erst wieder, als er seinen neuen Freund kennenlernt. Sein Name ist Koks. Der Weg, den José nun einschlägt, ist von Geschwindigkeit und Nervenkitzel geprägt. Aber meistens bezahlt er nicht für diese Fahrten, in seiner kleinen Wohnung stapeln sich die Bußgeldbescheide, „60 oder so.“ Auch die bezahlt er nicht, „8 000 Euro oder so“, also hilft nur noch Gefängnis. Er ist jetzt 21, strafmündig, also setzt er sich am 28. März 2021 in den Zug – kein Fahrschein – und kommt bis nach Luxemburg.

Wenn José heute von seiner Vergangenheit erzählt, erinnern auch die Zähne daran. Mit dem Koksen hat er aufgehört, wohl gerade noch rechtzeitig, zwei Kronen hat er, zwei Backenzähne nicht mehr, es könnte schlimmer sein. Als José Ende März auf dem Luxemburger Bahnhofsvorplatz steht, fühlt er sich wieder einsam. Kein Mensch weit und breit, gerade hat die Sperrstunde begonnen und sie wird für ihn zur Rettung. Ein Polizist fährt den obdachlosen jungen Mann zur Wak. Drei Monate wird er hier bleiben, im Schlaftaal. Dutzende Etagenbetten, an jedem klebt eine Nummer, seine steht auf dem erst roten, dann gelben Armband aus Papier, wer arbeitet, trägt eine andere Farbe. Schnell hat José Arbeit gefunden, auf dem Bau, mal hier, mal da, Interim sei Dank. Wenn die Security-Männer die Menschenschlange um 19 Uhr wieder in das Gebäude lassen – einmal von oben bis unten scannen, danach das Thermometer vor die Stirn – geht es erst zu den Casiers, „ton bracelet, s'il te plaît“, „c'est bon chef, vous pouvez fermer“, und danach in den Speisesaal. Vier Ehrenamtliche der Caritas verteilen hier jeden Abend Sandwiches, zwei Stück pro *bénéficiaire*, am begehrtesten sind Poulet Curry und Paté. Tee, Kaffee und Suppe gibts unbegrenzt. Die humanitäre Hilfe stößt an ihre Grenzen, als Ramadan heranrückt und Neid unter den nicht fastenden *bénéficiaires* aufkommt. „Warum kriege ich nur Sandwich und die anderen ein Menü, wo ich doch acht Stunden am Tag arbeite?“ Die Sozialarbeiter vermitteln, beruhigen und glätten wieder alle Wogen. Wer bei der

Wak arbeitet, muss zäh sein. Die Polizei muss mehrmals pro Woche anrücken, weil obdachlose Menschen manchmal so verloren sind, dass sie über ihren Durst trinken, die Kontrolle verlieren oder durch zu viel Drogen der Bezug zur Realität gänzlich flöten gegangen ist.

Dritte Phase, Verlust des Schlafplatzes José ist stark geblieben, so gut es eben geht. Er hat der Verlockung namens Genussmitteln widerstehen können, die in der Wak bei manchen Besuchern an der Tagesordnung standen. Am 30. Juni, morgens nach dem Frühstück, schließt die Wak ihre Türen. Weil jetzt keine Ausgangssperre mehr im Land ist. Und weil Sommer ist. Weil José nicht auf der Parkbank schlafen will, macht er sich auf die Suche nach einem Zimmer. Aber das System hat Menschen wie José nicht vorgesehen. Weil er kein festes Einkommen hat, bekommt er auch keine Wohnung. 2 100 Euro Netto im Monat und acht Stunden am Tag bei Wind und Wetter als Maurergehilfe auf der Baustelle stehen genügen nicht, um einen sauberen Schlafplatz zu bekommen. Ein-Wochen-Verträge von der Zeitarbeitsagentur sind keine Sicherheit. Stéphanie Gardini spricht von einer „sehr prekären Situation.“ Die Sozialarbeiterin, die bei Médecins du Monde in Bonnevoie und Esch arbeitet, hat festgestellt, dass immer mehr Menschen zu ihr kommen, die Interimverträge von nur drei bis vier Tagen haben. Da werden Löcher gestopft, die die abhängigen Zuwanderer ohne Widerrede annehmen. Hinzu kommt eine „saisonale Ausbeutung“. Wenn die Wak von Dezember bis März oder länger aufmacht, sind die Arbeiter dort untergebracht. Der Arbeitgeber, der früher auch schon mal Arbeiterwohnungen oder -zimmer bereitgestellt hat, muss sich während dieser Periode um nichts mehr kümmern. Essen und Bett gibts bei der Wak, zu zahlen braucht der Arbeitgeber auch nur noch das Minimum. „Die Arbeitgeber profitieren vom Staat“, sagt Gardini.

Die Winteraktion auf dem Findel ist humanitäre Hilfe, niemand soll erfrieren. Aber das strukturelle Problem der Wohnungsnot in Luxemburg lässt sich damit nicht lösen. Deshalb will Gardini, dass

die Wak das ganze Jahr über offen bleibt. „So bekommen die Arbeiter wenigstens kontinuierlich soziale Unterstützung, können begleitet werden und bleiben nicht irgendwo verloren zurück.“ Gardini hat eine Petition gestartet: Nummer 1918 fordert, die Obdachlosenunterkunft in der Rue de Neudorf ganzjährig zu öffnen. Sieben Tage bleiben noch, um zu unterschreiben. Doch die Sozialarbeiterin ist ratlos. „Es sind noch nicht einmal 300 Unterschriften eingegangen, ich frage mich, wo all meine Kollegen sind.“ Sie sagt: „Wir haben doch eine soziale Verantwortung.“ 4 500 Unterschriften sind nötig, damit der Petitions-Ausschuss in der Chamber Stellung zu dem Thema nimmt.

Letzte Phase, Verlust der Würde Am 30. Juni dringt José mit seinem portugiesischen Freund Fernando, den er bei der Wak kennengelernt hat, in ein leerstehendes Haus in Esch ein. Es ist einer der Tage, an dem sich der Regen nicht mehr beruhigen will und der wenige Tage später ein ganzes Land in Schock und Chaos versetzen wird. Zwei schwarze Müllsäcke mit Kleidung in den Händen, eine speckige Matratze auf den Schultern, beziehen die beiden einen Raum in der dritten Etage. Sie haben sich den Raum ausgesucht, den sie am schnellsten vom Dreck befreien können. Überall sonst bleiben verdorbene Essensreste zurück, leere Wasserflaschen, Kondome, Zigarettensammel, Alupfännchen, Aschereste, dreckige Hosen, einzelne Schuhe. Was noch bleibt: dieser Geruch. Überall liegen Haufen von Scheiße. Oben, unten, in jedem Zimmer. Wenn es kein fließend Wasser mehr gibt, keinen Strom, keine Toiletten, muss sich der Mensch anders helfen. Im Stockwerk drunter „leben“ sechs Rumänen. „Aber weil die oft laute Musik hören, ist eines Abends die Polizei gekommen“, erzählt José. Also muss er mit Fernando weiterziehen. Seit Mitte Juli haben sie einen neuen Unterschlupf, wieder ein leerstehendes Haus, überall aus den Decken hängen abgenutzte Stromkabel herunter, die Tapeten sind vergilbt, eine Mülltonne im Erdgeschoss fängt das hereintropfende Regenwasser auf, zum Duschen müssen ein paar Wasserflaschen aus dem Supermarkt reichen, die Jalousien bleiben unten, damit niemand von draußen Verdacht schöpft. Da steht er nun, der Junge mit den schwarzen Haaren, die ihm fast bis zum Po reichen und die er meistens zu einem Dutt nach oben gebunden hat. Das Gesicht ist schmal und gebräunt, seit José im kollektiven Urlaub ist, geht er jeden Tag ins Solarium, er braucht die Wärme. „Ich hätte es schlimmer treffen können“, sagt José. „Ich mache mir am meisten Sorgen um Fernando.“ Der 33-Jährige hat Darmkrebs. Ein Jahr noch, maximal zwei, hätten ihm die Ärzte gesagt. Wenn er sich nicht behandeln lässt. Aber weil er nicht versichert ist, wenn er bei der Zeitarbeitsfirma aussetzt, um ins Krankenhaus zu gehen, schleppt er sich jeden Tag um fünf Uhr aus dem Bett zur Baustelle. Auch wenn er Schmerzen hat. „Ich will, dass er ein Zimmer findet, dass er zur Ruhe kommt“, sagt José. „Ich will nicht, dass er in diesem Loch stirbt.“ ●

DEUTSCHLAND

Die Stille vor der Wahl

Martin Theobald, Berlin

Um Inhalte geht es schon lange nicht mehr. Noch weniger um das, was die Menschen bewegt, sie bedrückt, ihnen am Herzen liegt. Am allerwenigsten geht es um die Zukunft der größten Volkswirtschaft in der Europäischen Union. In sechs Wochen ist Bundestagswahl. Der Wahlkampf ging am vergangenen Wochenende in die entscheidende Phase. Und doch bleibt er seltsam inhaltsleer. Wenn denn dem Wort „Wahlkampf“ das „Kämpfen“ immanent ist, dann scheint er dieses Jahr auszufallen – und es gewinnt die Nostalgie, dass früher alles besser war, die Wahlkämpfe engagierter, leidenschaftlicher und packender. Einerseits. Andererseits offenbart der diesjährige Wahlkampf eine ungeahnte Polarisierung der Bevölkerung, die sich – anstatt der Politik – in einen Kampf um die Deutungshoheit begibt, gesellschaftliche Spaltung dabei manifestiert, wenn nicht gar zementiert, und die Metaebene des Gemeinwohls und der Solidarität verlässt, um aus einer Position der Rechthaberei zu argumentieren.

Sicherlich waren Wahlkämpfe in der Bundesrepublik Deutschland schon immer – im Vergleich mit anderen Demokratien – betulich, handzahn und auf die Schonung des politischen Gegners angelegt. Denn man wusste nie, mit wem man sich am Wahlabend auf eine Koalition einigen musste. Da durfte im Vorfeld nicht allzu viel Porzellan zerschlagen werden. Hinzu kamen die Erfahrungen aus der Weimarer Republik und der DDR, die vor politischen Propagandainszenierungen zurückschrecken lassen. Dennoch gelang es den Parteien in der Vergangenheit mit

selbst an die Fleischtöpfe der Politik wollen, indem sie ihre eigene Partei „Die Basis“ gründeten. Die AfD verzichtete sogar in Berlin darauf Plakate zu hängen. Die Freien Demokraten haben das Sprichwort „Wer nichts macht, macht nichts verkehrt“ so sehr verinnerlicht, dass diese Untätigkeit sie sogar zum Erfolg tragen könnte. Linke und SPD sind marginalisiert. Die Sozialdemokraten durch die acht langen Jahre gemeinsamer Koalitionskabinette mit der CDU/CSU, in der sie ihre Akzente und ihre Projekte nicht als ihre verkaufen konnte. Die Linken sind vor allem durch interne Richtungs- und Machtkämpfe gelähmt. Aber auch der Fakt, dass es der Partei in den dreißig Jahren seit der Wiedervereinigung nicht gelungen ist, im Westen Fuß zu fassen. Vom Saarland abgesehen. Bleiben also die Grünen.

Sie machen Wahlkampf und zeigen deutlich auf, wohin die Reise mit ihnen gehen soll. Dazu haben sie ein grünes Wahlprogramm und ein grünes Sofortprogramm aufgelegt, Pläne für ein Klimaministerium veröffentlicht. Im Grunde genommen alles Steilvorlagen für die Konservativen. Doch nach 16 Jahren Angela Merkel kann die Partei nicht mehr kämpfen. Sie ist satt, ausgebrannt, leer. Denn die asymmetrische Demobilisierung hat auch in die Partei hinein gewirkt. Sie lässt die Parteimitglieder im tiefen Glauben, dass es ohne die Christdemokraten ohnehin keine Regierung – und auch keine Regierung ohne ihre Führung geben wird. Lediglich der Koalitionspartner am Berliner Kabinetttisch werde nach der Wahl am 26. September ausgetauscht.



geistert. Man rüffelt den ehemaligen Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz ein wenig halbherzig, doch belässt ihn als Bundestagskandidaten für einen thüringischen Wahlkreis. Diese Halbherzigkeit, dieses Lavieren, die fehlende klare Kante ist derzeit die treibende Kraft der deutschen Christdemokratie. Anstatt diesen Ängsten mit einem konservativen Zukunftsmodell zu begegnen und etwa einen Gegenentwurf zur Identitätspolitik des linken Milieus zu bieten, versagt sich die Partei. Vollkommen. Allem.

Stattdessen hoffen alle Akteure auf Fehler beim politischen Gegner und versucht diese in Kapital umzumünzen. Und Pannen gibt es mannigfach. Das ist der grinsende und feixende Armin Laschet während einer Rede von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier zum Gedenken an die Flutopfer in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz vor wenigen Wochen. Auch wenn es nur wenige Sekunden Filmmaterial sind, schicken diese die CDU in den Sinkflug bei den Wahlforschungsinstituten. Er entschuldigt sich. Wenig später muss er eingestehen, dass auch er in seinem Buch, dessen Erlöse er nicht korrekt versteuert hatte, plagiiert hat. Er entschuldigt sich. Dann erneut ein Besuch im Katastrophengebiet, bei dem er von Betroffenen lauthals als Versager beschimpft und massiv ob des Krisenmanagements kritisiert wird. Ohnehin kämpft Laschet mit dem Vorwurf, in politisch-gesellschaftlichen Extremsituationen jedwede Souveränität vermissen zu lassen, sich in schwammigen Aussagen zu verlieren und völlig ohne Profil zu bleiben. Parteintern soll ihm auch der Spitzname „Grinsekatz“ anhaften. Klare Haltung – sei es personell zu Maaßen oder thematisch zum Klimawandel – lehne er ab. Im Internet gibt es inzwischen eine Phrasendreschmaschine, die zu verschiedenen Politikthemen mit Hohn und Häme Satzhülsen des CDU-Kanzlerkandidaten ausspuckt.

Auch Annalena Baerbock, Spitzenkandidatin der Grünen, übt sich derzeit im Hindernislauf des Wahl-

Der diesjährige Wahlkampf offenbart eine ungeahnte Polarisierung der Bevölkerung, die sich – anstatt der Politik – in einen Kampf um die Deutungshoheit begibt, gesellschaftliche Spaltung dabei manifestiert, wenn nicht gar zementiert, und die Metaebene des Gemeinwohls und der Solidarität verlässt, um aus einer Position der Rechthaberei zu argumentieren

kampfs und verläuft sich sehr oft in den Ansprüchen, die an eine mögliche Regierungschefin gestellt werden. Die Pannen mögen vielen als Petitesse erscheinen. So verwechselte sie auf einem Ortstermin vor wenigen Tagen die brandenburgischen Regionen Barnim und Oderbruch – was in etwa einer Verwechslung von Ösling und Moselregion gleichkommt. Dass sie von 2009 bis 2013 den Grünen in Brandenburg als Landeschefin vorstand, macht diesen Fauxpas jedoch umso absurder. Darüber hinaus plagten auch sie Plagiatsvorwürfe, nicht korrekte Angaben in einer Einkunftserklärung an den Bundestag

sowie ein Stipendium zwischen 2009 und 2012 einer parteinahen Stiftung von mehr als 40 000 Euro für ihre letztlich nie vollendete Promotion. Dies ist eine mehr als fragwürdige Zuwendung für eine schon damals sehr aktive Politikerin. Baerbocks anfänglicher Esprit ist dahin. Mit diesem sind die Grünen im April mit einem Umfragehoch von fast 30 Prozent in den Wahlkampf gestartet. Nun sind es fast zehn Prozentpunkte weniger.

Scheinbar pannenfrei kommt Olaf Scholz des Weges. Doch der Sozialdemokrat kann seine guten Umfragewerte nicht in politisches Kapital für die Partei ummünzen. Er gibt sich emotionslos, themenleer, blass, als Verwalter seiner selbst, als Schatten einer vergangenen Dekade. Doch er trägt eine schwere Hypothek: So war er als Erster Bürgermeister der Hansestadt Hamburg vermutlich in den Cum-Ex-Skandal um die Warburg Bank in den Jahren 2009 und 2010 verwickelt; als Bundesfinanzminister oberster Aufseher der Bankenaufsicht bei der Implosion von Wirecard im vergangenen Sommer. In den betreffenden Untersuchungsausschüssen präsentierte Scholz gerne seine Gedächtnislücken.

Der Souverän verlegt den Wahlkampf derweil ins Internet. Hier kämpft er verbissen, teilweise bis aufs Blut für seine Überzeugung und greift dazu zu gerne zu alternativen Fakten, Verschwörungstheorien und putzigen Videos. Eine Debatte wird dabei nicht geführt. Es geht einzig und alleine darum, Recht zu haben. Dabei überrascht es, dass die Parteien in diesen Internetmedien thematisch kaum vorkommen. Stets im Verteidigungsmodus gelingt es ihnen nicht, ihre Perspektiven darzustellen und zu vermitteln, Argumente zu liefern und Debatten zu führen. Das größte Missverständnis am derzeitigen Bundestagswahlkampf ist, dass er von den Parteien – in gewohnter und geübter Manier – an den Menschen vorbei geführt wird. Die Mitte der Bevölkerung ist der Politik längst enteilt. ●



Zuspitzungen Themen zu setzen. So die Christdemokraten bis in die 1970er-Jahre hinein mit ihrem Slogan „Freiheit oder Sozialismus“ oder mit ihrer „Rote Socken“-Kampagne im Jahr 1994. Einen historischen Bruch gab es vier Jahre später mit dem erfolgreichen Wahlkampf des Sozialdemokraten Gerhard Schröder: Er hatte die Kampagne seiner Partei völlig auf seine Person und auf eine konstruierte, gesellschaftliche Mitte zuschneiden lassen. Seitdem ist dies der imaginäre Sehnsuchtsort aller politischen Parteien in Deutschland. Die Mitte entscheidet über den Sieg.

Mit weitreichenden Folgen: Denn wenn alle Mitte sein wollen, kommen keine Kontroversen auf. Genau auf dieses Momentum setzen die Christdemokraten seit dem Einzug von Angela Merkel ins Bundeskanzleramt. Seitdem wird im Konrad-Adenauer-Haus, der Parteizentrale der CDU neben der luxemburgischen Botschaft in Berlin, die Strategie der asymmetrischen Demobilisierung verfolgt. Damit verweigert die Partei den politischen Gegnern jedwede Kontroverse, um so deren Wählerinnen und Wähler zu demotivieren. Die Folge war eine Entpolitisierung der Gesellschaft, eine Sedierung der Bevölkerung, die Kultivierung des Weiter-So, die Beständigkeit der Angela Merkel. Diese Entwicklungen werden im aktuellen Wahlkampf bestärkt. Und das ohne großes Zutun der CDU. Die AfD, derzeit größte Oppositionspartei im Bundestag, findet medial nicht statt. Ihr ist das parteiidentitätsbildende Thema „Migration“ abhandeln gekommen. Bei den Gegnern der Corona-Politik kann sie nicht reüssieren, da diese lieber ihr eigenes Süppchen kochen und

Zudem gibt es in der Partei aber auch eine große Angst vor eben dieser vielbeschworenen Mitte. Diese ist eben nicht mehr eine soziodemografisch beinahe fest umrissene, scheinbar unveränderbare Gruppe der Gesellschaft, sondern – wie die Gesellschaft selbst – dem Wandel unterworfen. Sie verfolgt nicht mehr nur eine politische Agenda, sondern ist divers. Und das in jedweder Hinsicht. So zeigte sich beispielsweise bei den Demonstrationen gegen die Corona-Maßnahmen der Bundesregierung, dass die Teilnehmer an den Protesten keine homogene Gruppe, sondern eine heterogene Ansammlung war. Diese reichte von eingefflechten Rechtsextremen bis eben hin zu Familien, die man im liberalen Bildungsbürgertum verortete, also genau eben aus jener Mitte, die die Politik seit dem Ende der 1990-er-Jahre als wahlentscheidende Zielgruppe definierte.

Und damit nicht genug: Die Konservativen fürchten sich auch vor den Internet-Netzwerken, vor den derzeit vorherrschenden politischen Themen wie Klimaschutz, Migration und Globalisierung – vor allem aber auch vor Frauen. Ob sie nun Greta Thunberg, Luisa Neubauer oder Annalena Baerbock heißen. Sie werden von den Konservativen mit den Reflexen alter weißer Männer bekämpft, die vermissen um ihre Pfründe fürchten. So twitterte CDU-Rechtsaußen Hans-Georg Maaßen etwa Anfang Juni, dass die Anfangsbuchstaben des vollständigen Namens der grünen Kanzlerkandidatin Annalena Charlotte Alma Baerbock als Chiffre für *All cops are bastards* (Alle Polizisten sind Scheißkerle) interpretiert werden könnte. Nicht wenige Parteimitglieder johlten be-



Plus
de hauteur

Découvrez le
Lëtzebuurger Land
en vous abonnant
gratuitement
durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

Les Petits-Duchés de Luxembourg

Bernard Thomas

Les maires sont-ils les seigneurs du Nimby ou les garants de la démocratie ? Interview avec Frank Goeders, le « Monsieur PAG » au ministère de l'Intérieur, sur la défiance des riverains, les peurs des bourgmestres et le pouvoir des promoteurs



Frank Goeders

Sven Beiler

Chacun des 102 plans d'aménagement général (PAG) aura fini, tôt ou tard, par atterrir sur son bureau. (Soixante communes ont fini la procédure officielle, 35 y sont toujours engagées et sept ne l'ont même pas encore initiée, dont Troisvierges, Vianden et Sandweiler.) Frank Goeders, haut fonctionnaire au ministère de l'Intérieur, préside la commission d'aménagement qui avise les PAG. Ces avis, rédigés par un aéropage de hauts fonctionnaires, sont très détaillés et volumineux, cumulant en moyenne une quarantaine de pages. Après un bref passage par un bureau d'études privé, Frank Goeders a fait son entrée au ministère de l'Intérieur en 2008. Dix ans plus tard, l'architecte-urbaniste y est promu chef de service de la direction de l'aménagement communal et du développement urbain.

d'Land : Au sein du ministère de l'Intérieur, vous présidez la commission d'aménagement. Ces dernières années, vous avez avisé 80 plans d'aménagement général (PAG). Les communes dont vous souhaitez la croissance démographique ont-elles défini les densités adéquates ?

Frank Goeders : La grille fondamentale sur laquelle nous nous basons pour aviser les PAG, c'est le programme directeur de l'aménagement du territoire, ainsi que les objectifs du développement durable. On regarde s'il s'agit plutôt d'un espace rural, qui est supposé moins se développer, ou d'un espace urbain appelé à accueillir plus de logements. On constate que les PAG qui viennent de rentrer sont plutôt raisonnables en ce qui concerne les extensions du périmètre. Les discussions que nous avons connues ces derniers temps semblent avoir eu un effet.

Que voulez-vous dire par là ?

Je veux dire que, de manière générale, les communes rurales ont prévu significativement moins

« Je ne crois pas que dans les nouveaux PAG les terrains soient classés ou ne soient pas classés selon que le maire connaît un tel ou un tel. J'en mettrais quasiment ma main au feu »

d'extensions de leur périmètre que les communes plus urbaines, plus denses. En gros, ça va donc dans la bonne direction. Mais il reste certaines *Altlasten* [héritages encombrants] du passé. Beaucoup de PAG datent des années 1980-1990 : Les nouvelles versions coltinent des terrains qui avaient été définies par le passé comme zones constructibles, sans vraiment s'y prêter. Si on fait le bilan, on constate que de nombreuses communes ont préféré garder ces terrains dans leur périmètre, alors que des constructions impacteraient fortement la topographie et le paysage, ou se développeraient de manière tentaculaire le long de routes. On ne classerait plus ces terrains aujourd'hui, mais cela a été fait dans le passé. Ce n'est pas comme si on pouvait redémarrer à zéro...

Pourquoi pas ? Pour ne pas trahir une promesse de plus-value faite à l'un ou l'autre propriétaire ?

Dans ce domaine, la jurisprudence est relativement dure. Une fois des superficies classées comme constructibles, il est très difficile pour les communes ou pour l'État de les reclasser en zone verte. Un tel reclassement n'est envisageable que si on peut justifier de fortes contraintes juridiques ou techniques.

Dans certaines communes rurales, les densités retenues par les PAG sont très faibles. On en arrive à des maisons unifamiliales de plus de 300 mètres carrés. C'est-à-dire que, par endroits, on continuera à construire de manière totalement surdimensionnée...

... et pas assez densifiée, oui. Pour tous les nouveaux quartiers, le ministère de l'Intérieur analyse systématiquement si les densités sont adaptées. Or, nous constatons que celles-ci sont souvent relativement faibles. Dans certaines zones rurales, c'est en partie une réaction aux résidences nouvelles qui ne s'intégraient pas dans le village. Les communes sont devenues plus prudentes. Il n'est pas rare que la commission d'aménagement recommande de construire plus densément, même en milieu rural, pour garantir une utilisation rationnelle du sol mais aussi une meilleure qualité urbanistique.

Les communes suivent-elles vos recommandations ? Après tout, le ministère de l'Intérieur ne formule qu'un avis...

Ce ne sont que des recommandations, l'avis en soi n'est pas contraignant. La commune fait ce qu'elle estime juste, mais elle doit respecter les limites légales. Si une commune urbaine fixait des densités plus faibles qu'une commune rurale, elle se mettrait en-dehors de la loi qui l'oblige à utiliser le sol de manière rationnelle. La ministre de l'Intérieur pourrait dès lors rejeter le PAG.

Des géographes du Liser et de l'Uni.lu viennent de publier un article sur la concentration du foncier et les stratégies de « land banking ». Ils y soupçonnent les décideurs communaux de ne voir aucun problème à créer peu de logements ; au contraire, « they may welcome increasing house prices and the social up-scaling this brings ».

Je ne l'affirmerais pas de manière tellement *pauschal* [généralisée]... Nous nous voyons plutôt confrontés à des communes où beaucoup trop de petits loge-

ments sont créés. En termes de mixité et de cohésion sociale, cela pose un problème. Ce que nous critiquons dans ces projets, mais là plutôt au niveau des PAP [plans d'aménagement particulier], c'est que la mixité des typologies de logements n'est plus assurée. En plus, si vous construisez des petits logements, les habitants auront tendance à n'y rester que peu de temps.

Dans ses avis, la commission d'aménagement insiste régulièrement sur cette « sédentarité ». Dans la Ville de Luxembourg, la durée moyenne de résidence est passée de seize à six ans sur les dix dernières années.

Cette tendance, nous la constatons dans la capitale et ses alentours. Nous essayons de la contrecarrer en imposant également des logements plus grands. Mais le marché pousse clairement vers des petits logements, plus rentables par mètre carré. C'est que de nombreuses firmes internationales cherchent des studios pour leurs employés célibataires. Au bout de quelques années, ceux-ci repartent. Ils ne quittent pas forcément le pays, mais la Ville. Ce qui est vraiment dommage. Car pour fédérer des relations de voisinage, il faut que les habitants y vivent un certain temps. Si je sais par contre que je ne vais y rester que deux ans maximum, et que ce sera pareil pour mes voisins, je ne vais pas m'impliquer dans la vie sociale de mon quartier. Celui-ci ne fonctionnera plus comme entité sociale. C'est pourquoi nous poussons beaucoup vers plus de mixité, aussi à petite échelle, dans une rue par exemple.

On entend souvent parler des craintes des bourgmestres. Ils auraient peur de leurs électeurs Nimby, peur du trafic, peur de devoir bâtir des crèches et des écoles, peur enfin que les finances communales n'y suffisent pas. Vous avez beaucoup à faire avec les maires. Expliquez-nous les pressions auxquelles ils sont exposés.

Nous constatons qu'il y a beaucoup de réclamations contre les PAG. C'est un sujet qui est entré dans le

conscient collectif. Les gens ont peur de la croissance. Ils ne veulent pas se retrouver dans les embouteillages, ils ne veulent pas qu'un grand quartier soit développé derrière leur jardin. Naturellement, les politiciens ressentent ces pressions, et celles-ci ne sont pas évidentes à gérer. Et puis on a beau dire qu'il faut plus de logements, mais encore faudra-t-il prévoir, en amont, les infrastructures correspondantes : des canalisations, des crèches, des écoles, des stations d'épuration. Et avant de les construire, la commune doit réunir le foncier. Les peurs que vous évoquez sont donc en partie fondées. Elles poussent les maires à se dire : « Pour de nouveaux logements, on va y aller doucement ».

Les communes cèdent donc à leurs électeurs actuels, pas à ceux qui deviendront, un jour peut-être, résidents et donc électeurs.

Vous abordez le volet Nimby. On sort ici des arguments rationnels et pragmatiques. Très souvent, les citoyens sont contre les grands projets, parce qu'ils craignent que leur village change trop, qu'il y ait trop de nouveaux résidents. L'urbanisme joue ici un rôle essentiel. Quand un nouveau projet est élaboré, on doit être très attentif à ce qu'il ne crée pas exclusivement une bonne qualité de vie pour les futurs résidents, mais qu'il profite également à l'ensemble du village ou du quartier. Les nouveaux quartiers doivent être dotés d'un espace public de bonne qualité.

Prenons l'exemple des six logements que l'Agence immobilière sociale veut construire dans la commune de Bech. Ce petit projet a créé la panique, soulevé des peurs primaires, provoqué des effluves racistes. Les échevins se retrouvaient devant des citoyens totalement affolés...

Il est très difficile de désamorcer de telles peurs irrationnelles par des arguments. Les gens se font une certaine idée du logement social qu'ils associent à des problèmes sociaux. Nous voulons réunir beau-

coup plus de terrains dans la main publique pour construire du logement abordable. Nous espérons accumuler dans la durée une telle quantité de logements publics qu'on sera capable d'aider jusqu'au milieu de la classe moyenne. C'est l'objectif principal du nouvel article 29bis prévu par le pacte logement 2.0. Cela aura l'avantage de viser une mixité sociale plus équilibrée au sein de ces projets. Si on y arrive, ces peurs vont disparaître.

Les maires doivent prendre une myriade de décisions immobilières et urbanistiques, souvent sans disposer d'un véritable appareil administratif. La pression doit être énorme, d'autant plus que leur responsabilité civile est engagée. Y en a-t-il qui vous disent : « Je n'en veux plus de cette responsabilité » ?

Non, cela ne m'est pas encore arrivé. Le PAG reste l'instrument principal pour diriger le développement d'une commune. Même si, effectivement, c'est un dossier pas évident du tout à traiter... Par la technicité à maîtriser, par les pressions auxquelles on est exposé. Mais je ne peux pas m'imaginer que les PAG passeraient un jour sous la compétence de l'État. Les élus communaux sont ceux qui connaissent le mieux le terrain, qui connaissent le mieux les propriétaires...

... Est-ce là vraiment une bonne chose ?

Je pense que oui. Je ne crois pas que dans les nouveaux PAG les terrains soient classés ou ne soient pas classés, selon que le maire connaît un tel ou un tel. J'en mettrais quasiment ma main au feu.

Par leurs décisions, de très petites administrations communales ont le pouvoir de créer d'énormes plus-values. Le risque de corruption est quasiment intégré dans le système, non ?

Des sommes énormes sont en jeu. Rien que pour cela, un certain risque est donné. Mais je continue à croire qu'en matière urbanistique, les décideurs doivent être très très proches du terrain. Déjà pour savoir si les projets peuvent fonctionner dans la pratique, si telle canalisation supportera un nouveau lotissement, si tel propriétaire a besoin des terrains pour faire paître ses vaches... Ce niveau de détail et d'expertise, on n'en dispose ni au niveau national ni même au niveau régional. D'un autre côté, il faut un acteur comme l'État pour surveiller le tout et maintenir, à travers l'ensemble du pays, une ligne cohérente. Finalement, cela aide beaucoup des maires, aussi comme argument vis-à-vis de leurs électeurs. Au ministère de l'Intérieur, nous nous voyons comme un partenaire des élus locaux.

Vous parlez de l'État, mais en fait l'État n'existe pas en tant que tel. Il y a différentes administrations réparties entre différents ministères : à l'Intérieur, à l'Aménagement du Territoire, à l'Environnement, au Logement et à la Culture (pour la protection du patrimoine). Pourquoi ne pas plus les réunir ?

La commission d'aménagement doit un peu jouer ce rôle de coordinateur. Cela n'est pas toujours évident. Chacun a ses domaines de compétences. Ces finalités ne conduisent pas toujours au même résultat. Il faut peser au cas par cas les différents intérêts : logement, environnement, patrimoine. Nous commençons par des contributions écrites pour identifier les points de collusion, puis nous en discutons autour d'une table pour trouver des équilibres. Pour le PAG d'une commune de taille moyenne, ces discussions peuvent durer quatre heures, voire plus.

Avez-vous l'ambition d'imposer une forme d'urbanisme d'État, plus centralisé ?

Pour les PAG, nous aidons à définir les bonnes densités aux bons endroits. Quant aux PAP, nous tentons de promouvoir un urbanisme plus contemporain, plus innovant. Notre grande ambition est de promouvoir un espace public qui favorise la qualité de vie dans les nouveaux quartiers. Nous voulons mettre les gens, et non plus les automobilistes, au centre de la planification. Par le passé, on dessinait une route, puis on planifiait à gauche et à droite. Aujourd'hui, nous essayons de créer des voisinages, de la cohésion sociale. Nous en avons absolument besoin, surtout au Luxembourg avec sa croissance démographique fulgurante.

Ban de Gasperich



Dans le ministère de l'Intérieur, rue Beaumont



Kirchberg



« Je ne sais pas si c'est la faute à l'autonomie communale. Il me semble plutôt que les blocages ont beaucoup à voir avec les structures de propriété »

Parlons d'un de ces nouveaux quartiers : le Ban de Gasperich. On y a donné carte blanche aux Ponts et Chaussées qui ont construit un gigantesque axe routier. C'était le début et la fin des ambitions urbanistiques. La question se pose comment, dans les années 2000-2010, un tel urbanisme rétrograde a été possible ?

La principale critique qu'on peut formuler à l'égard du Ban de Gasperich, ce sont effectivement ces grands axes routiers. Ce quartier manque d'espaces publics pour les piétons, capables de générer une bonne qualité de séjour. Mais n'oubliez pas que les planifications urbanistiques d'aujourd'hui ne se réaliseront que sur les quinze prochaines années. Dans les grands projets où l'État est actuellement impliqué, nous traitons la voiture de manière différente. Elle occupe une position plutôt secondaire. D'ailleurs les Ponts et Chaussées participent quasi systématiquement aux réunions de la cellule d'évaluation, où nous discutons des PAP. On le fait de manière controversée, mais on finit par trouver des solutions qui sont beaucoup meilleures que dans le temps. Aujourd'hui, les nouveaux axes sont ainsi généralement conçus pour contourner – ou « frôler » – les quartiers résidentiels ou mixtes. Ainsi, ces quartiers seront quasiment libérés des voitures.

Le Luxembourg a la spécificité que les PAP sont développés directement par les promoteurs. Est-ce une expression du pragmatisme et du consensualisme luxembourgeois ?

Cela présente l'avantage qu'on évite de planifier à côté du marché. Ainsi, le projet correspond à ce que le propriétaire veut et peut effectivement réaliser. Mais je tiens à rappeler que les promoteurs n'ont qu'un droit d'initiative, donc le droit d'élaborer un projet et de le faire entrer dans la procédure. C'est finalement le conseil communal qui est souverain de l'accepter ou de le refuser. Reste que, dès sa conception, le projet immobilier est ainsi d'office poussé dans une certaine direction par le promoteur. C'est la raison pour laquelle nous avons mis sur pieds une plateforme de concertation au ministère de l'Intérieur. Nous nous y concertons avec le promoteur, la commune, les bureaux d'études et différentes instances étatiques.

Dans nos pays voisins, l'élaboration du PAP reste une prérogative communale.

N'oublions pas que les communes sont d'ores et déjà totalement accaparées par le travail sur les PAG. Par manque de personnel, je les vois mal planifier en plus les PAP. Ou alors, elles devraient s'en donner les moyens et recruter massivement. Pour les petites communes qui ne font des PAP que de manière irrégulière, ce serait difficile...

En laissant le droit d'initiative aux privés, les autorités publiques leur délèguent un énorme pouvoir. L'effet principal de ce modèle, n'est-ce pas finalement l'enrichissement des promoteurs ?

Au niveau du PAP, il ne s'agit finalement que de traduire le potentiel constructible défini dans le PAG. Le cadre est donc quasiment « acquis ». X mètres carrés, x logements, x scellements des sols ; tout cela, c'est fixe, en béton. On ne peut le changer sans faire une modification du PAG ; ce que seule la commune est habilitée à faire. Dans un PAP, on tente d'en faire une planification sensée : des espaces publics agréables, des bâtiments qui s'intègrent bien à l'existant...

... Toutes des choses qui ne rentrent pas dans les calculs financiers des investisseurs.

Un promoteur veut atteindre ses mètres carrés et les vendre au plus vite. C'est légitime, c'est son métier après tout. Voilà pourquoi nous avons créé la plateforme de concertation : pour discuter les projets en amont des procédures officielles. Les communes peuvent ainsi éviter de se voir confrontées avec un produit fini concocté par un promoteur.

Certaines communes choisiraient de fixer un potentiel constructible faible dans leur PAG pour s'aménager une marge de négociation avec les promoteurs. Est-ce une pratique courante ?

En principe, c'est possible. On fixe un potentiel constructible assez bas pour ne pas risquer des bâtiments trop élevés qui ne s'intègrent pas dans le village ou la ville. Si par la suite, un PAP est soumis et les responsables locaux estiment qu'il serait judi-

cieux de construire plus haut ou plus dense, le PAG peut être ponctuellement modifié.

Les communes ont tout intérêt à ne pas fixer d'entrée une densité trop élevée, puisqu'ils s'engagent ainsi sur un minimum qu'ils devront accorder au promoteur ?

Oui, cela peut être la réflexion. Mais plus un projet est réussi, plus il tolère de la densité.

Dans le cadre de « Luxembourg in Transition », beaucoup de chercheurs investissent beaucoup de temps pour produire beaucoup de papier. On y lit par exemple ainsi que dix pour cent du stock bâti devraient être surélevés d'un ou de deux étages. Ce sont là des visions grandioses, et probablement nécessaires au temps du changement climatique, mais elles apparaissent comme des châteaux en Espagne. L'autonomie communale n'empêche-t-elle pas le saut quantique que nos villes et villages devraient dès aujourd'hui faire ?

Je ne sais pas si c'est la faute à l'autonomie communale. Il me semble plutôt que les blocages ont beaucoup à voir avec les structures de propriété. On dépend de la volonté des propriétaires d'entamer ou non de tels travaux. En théorie, si on voulait densifier les quartiers par des surélévations, les communes pourraient facilement modifier leurs règlements des bâtisses.

Pourtant quasiment aucune ne l'a fait.

Certaines oui, mais pas énormément ; on en est plus ou moins resté au statu quo dans les quartiers existants. Mais bon, si vous voulez densifier, vous devez également adapter les infrastructures, les canalisations... Et puis, qu'en est-il de la statique des immeubles ? Qu'en est-il des copropriétés ? De la protection du patrimoine ? Quitte à ce que, pour de nombreux quartiers, il serait tout à fait raisonnable de densifier l'habitat existant et de réduire les reculs entre bâtiments...

Les communes ne le font donc pas parce que... c'est trop compliqué ?

Parce que dans le détail, ce n'est pas si évident. N'oubliez pas la question des places de stationnement. Dans les villes avec un bon transport en commun, réduire le nombre de parkings fait du sens. Mais il existe également des localités qui restent tributaires de la voiture. Si vous allez y réduire la clef des parkings afin de permettre une densification, les voitures vont finir par être garées dans l'espace public.

Pour les promoteurs, entrepreneurs et artisans, l'autonomie communale est devenue un gros mot. Les communes bloqueraient la dynamique du marché, et aggraveraient ainsi la crise du logement.

Croyez-moi : il y a une myriade de raisons pour lesquelles certains projets n'avancent pas. Faire de l'autonomie communale le seul bouc émissaire, cela ne me paraît pas justifié. Alors, oui, il arrive qu'un

projet s'enfonce dans les procédures administratives. Or, il est également important qu'un projet soit discuté de manière conséquente et controversée. Ce temps, nous devons le prendre. Même si l'État reprenait seul le volant – si je peux m'aventurer un instant dans cette hypothèse – on ne laisserait pas simplement passer tous les projets sans discussions. Il faut maintenir des exigences élevées en matière de qualité. Je ne veux pas trop généraliser, mais les projets les moins bons sont souvent discutés le plus longtemps. Vous parlez de Nimby et d'acceptation de projets. Nous le devons aux citoyens de réussir les nouveaux projets. Nous devons éviter de construire encore d'autres d'exemples négatifs.

Le géographe du Liser Antoine Paccoud a récemment réitéré son soupçon d'une stratégie de la rétention foncière. En situation oligopolistique, les grands propriétaires ne développeraient leurs terrains qu'au compte-gouttes pour en assurer la cherté. Partagez-vous son analyse ?

C'est difficile à dire. Mais je constate que le secteur de la construction est saturé. Pas juste au Luxembourg, mais également dans la Grande Région.

Venons-en au périmètre constructible. Dans la Ville de Luxembourg, la décision a été prise, dès le début des travaux sur le PAG, de ne pas l'étendre. Or, si la main publique veut acquérir du foncier, elle doit le faire en-dehors du périmètre. Devra-t-on dès lors reposer la question de l'extension du périmètre ?

Dans la plupart des PAG, les périmètres ont été étendues. Mais la Ville de Luxembourg est dans une situation quelque peu particulière : Il y a énormément de réserves foncières au sein du périmètre. En plus, son territoire est relativement restreint. La décision de ne pas ouvrir le périmètre me semble donc la bonne.

Mais le gros de ces réserves foncières n'appartient pas à la commune.

En majorité, elles appartiennent à des propriétaires privés.

C'est-à-dire que le public devra attendre que ceux-ci se sentiront un intérêt à développer leurs parcelles ?

Oui, mais il y a également des superficies classées en zone d'aménagement différé, qui ne peuvent être développées immédiatement. La Ville dirige donc son développement de manière ciblée. Il est important de ne pas provoquer une croissance trop rapide. Mais pour éviter que des propriétaires laissent traîner leurs parcelles indéfiniment, nous allons créer l'instrument du Baulandvertrag [en attente d'un avis du Conseil d'État] : Il impose des délais fixes pour construire, et ceci de manière obligatoire, pour les terrains nouvellement classés en zone constructible. Dès lors, les propriétaires auront le choix : Soit ils développeront leurs parcelles dans un certain délai, soit ils perdront le droit de construire. ●



« Vendre des vins bios, cela permet de se distinguer » ; Jeff Konsbrück

DE VIGNES EN VERRE (4)

Bio, le paradoxe luxembourgeois

Erwan Nonet

Plutôt vertueux dans sa viticulture (bannissement du glyphosate et des insecticides), le Luxembourg ne compte pourtant que très peu de vignes certifiées bios (4%). Une drôle de situation que l'on peut tenter d'expliquer

Voilà un bien bel argument pour le fameux *nation branding*. L'interdiction totale de la vente et de l'utilisation du glyphosate depuis le 1^{er} janvier dernier est une décision majeure, le Luxembourg étant le premier (et toujours le seul) pays européen à l'avoir prise. Il rejoint un club auquel n'appartient, à notre connaissance, que le Vietnam, le Malawi, Bahrein, le Koweït, Oman, l'Arabie Saoudite, le Qatar, les Émirats Arabes Unis et Saint-Vincent-et-les-Grenadines. Un moment leader sur le sujet, la France patauge désormais au rythme d'affirmations contradictoires, l'Allemagne promet la fin de l'herbicide pour 2023 (mais les agriculteurs sont furieux), la Belgique l'interdit aux particuliers mais pas aux agriculteurs (avec des prises de position contraire entre les régions, le pouvoir fédéral et le Conseil d'État), tout comme les Pays-Bas... Quant à l'Europe, les débats au Parlement n'en finissent pas et l'homologation de l'herbicide racheté par Bayer à Monsanto est valable jusqu'en 2022.

Il est intéressant de noter que cette interdiction s'est passée sans heurts au Grand-Duché, un exemple parfait de la tradition luxembourgeoise du compromis. Sur la Moselle, l'ensemble de la profession s'en est félicitée. En début d'année, le président des vignerons indépendants, Ern Schumacher, se disait « très content de cette interdiction ». Le président de Vinsmoselle, Josy Gloden, (qui représente donc les 300 familles de vignerons de la coopérative) louait également ce virage, et aussi la méthode employée : « Nous avons beaucoup parlé ensemble et je suis ravi de voir que le ministre [ndlr : Romain Schneider, LSAP], comme il l'avait promis, n'a pas pris cette décision seul. En fait, il n'a pas eu besoin d'imposer son choix, puisque nous nous sommes tous mis d'accord sur la direction à prendre. » Comme quoi, avec un peu de bonne volonté et des discours raisonnés, on peut trouver des solutions consensuelles... y compris sur des sujets clivants.

Certes, le glyphosate était peu utilisé dans les vignes. Son principal intérêt était de désherber sous les ceps, particulièrement dans les vignes à fortes pentes où le passage des machines est compliqué. Il a donc fallu trouver d'autres solutions pour maîtriser l'enherbement. Car les herbes trop hautes entrent en concurrence avec les ceps et amènent l'humidité dans les grappes (par la rosée), ce qui contribue à propager le mildiou ou l'oïdium.

Il y a dix ans, il n'existait pas beaucoup d'alternatives mais les industriels proposent désormais plusieurs types d'appareillages à fixer derrière le tracteur pour mécaniser le désherbage. Système de fils rotatifs pour faucher, disques émotteurs pour retourner la terre au pied des ceps... les solutions existent mais elles sont onéreuses. Chacune de ses machines, désormais in-

Il n'est pas si étonnant de voir que les derniers domaines s'intéressant au bio sont dans les mains de la jeune génération.

dispensables, coûte au moins 10 000 euros quand l'utilisation du glyphosate revenait à trente euros l'hectare seulement.

En plus d'être la seule région viticole au monde à ne pas utiliser de glyphosate, la Moselle luxembourgeoise est également la seule à se passer d'insecticide. Depuis 2017, cette interdiction est même inscrite dans le cahier des charges de l'Appellation d'origine protégée (AOP). Ailleurs, ils sont utilisés pour lutter contre deux papillons (le cochylis et l'eudémis, ce dernier étant repéré au Luxembourg depuis 2014) qui pondent leurs œufs dans les raisins, donnant naissance aux vers de la grappe. En blessant les grains, ils ouvraient eux-aussi la voie au mildiou et à l'oïdium.

Plutôt que des insecticides, les vignerons placent des dispositifs qui libèrent les phéromones femelles de papillons. Les mâles, perdus par ces effluves qui saturent leur système olfactif, ne parviennent plus à retrouver les femelles et, sans rencontre, pas de ponte. Ces diffuseurs (sous forme de capsules ou de fil) ne contiennent aucun composé toxique, il suffit simplement de les enlever à la fin de l'année pour les recycler.

Ces efforts induisent une viticulture globalement plus verte qu'ailleurs mais malgré cela, la viticulture certifiée bio reste très marginale au Grand-Duché. Elle ne représente que quatre pour cent du vignoble. Il existe là un vrai paradoxe, que l'on peut expliquer de deux façons.

Tout d'abord, les vignerons expliquent – et ils n'ont pas tort – qu'il est plus facile de conduire une vigne bio sous un climat chaud et sec. L'humidité apporte davantage de maladies cryptogamiques (causées par les champignons), notamment

le mildiou et l'oïdium. Or aucun produit curatif existe dans l'attirail bio, seulement des solutions préventives (cuivre, soufre, tisanes à pulvériser...). C'est-à-dire que lorsqu'une vigne est touchée, on ne peut rien faire d'autres que d'éviter la propagation des spores.

Cet argument est recevable mais il n'est pas suffisant, puisque les domaines bios existants gèrent ces défis. Mieux, les vignes qui ont pris l'habitude de ne pas recevoir de produits phytosanitaires chimiques résistent mieux que les autres aux attaques des nuisibles. Ce que constate Yves Sunnen, premier vigneron bio luxembourgeois (conversion en 1991) : « En 2016, une année humide que le mildiou a rendue très compliquée, j'ai aimé voir mes vignes résister à la propagation des champignons. Elles étaient souvent en meilleure forme que celles des voisins, qui recevaient pourtant des traitements phytosanitaires. » Il est vrai que pour parvenir à ce résultat, il faut davantage de travail, des passages plus fréquents dans les vignes pour être en capacité de réagir dès qu'un problème se pose.

Le cuivre est prioritairement ciblé par les anti-bios qui estiment que diffuser ce métal lourd, non biodégradable et qui s'accumule dans les couches supérieures du sol n'est pas très écolo. Sauf que les vignerons bios, toujours très proches de leurs vignes, ne l'utilisent que lorsque c'est nécessaire. L'Europe limite les doses autorisées à quatre kilos par hectare (lissés sur sept ans), une quantité bien loin de ce qu'utilise Yves Sunnen, par exemple, qui s'en passe même complètement certaines années.

La conseillère viticulture de l'Ibla (Institut pour l'agriculture biologique et la culture agraire au Luxembourg) Sonja Kanthak estime que ces arguments ne sont pas recevables : « Comme le cuivre agit directement sur le mildiou et ne pénètre pas la plante de manière systémique, il n'y a pas de résistance connue à ce jour. Avec les fongicides chimico-synthétiques, les plantes apprennent à résister et les composés doivent régulièrement être changés et combinés. Le cuivre, lui, est efficace depuis cent ans et le mildiou ne s'est jamais adapté. En viticulture biologique, on en utilise de très faibles doses et on s'efforce de les réduire au minimum. Par exemple, en réduisant les rendements et la fertilisation, car des rendements plus faibles signifient des raisins plus aérés, ce qui induit un séchage rapide lorsqu'il pleut et donc moins d'infestation par le mildiou. »

L'autre raison, évoquée de façon beaucoup plus discrète, n'est toutefois certainement pas moins importante : le marché intérieur luxembourgeois est tellement solide que les vignerons, finalement, n'ont pas besoin de se convertir au bio pour faciliter les ventes. « Nos études montrent que la demande est crois-

sante mais que les clients, ici, ne sont pas prêts à acheter nos vins plus chers parce qu'ils seraient bios », explique le directeur de Vinsmoselle, Patrick Berg.

Cette réticence, si elle se comprend à l'échelle du territoire, ne prend toutefois pas en compte une tendance mondiale qui est en vérité une véritable lame de fond. En France, les surfaces viticoles bio ont été multipliées par quatre ces dix dernières années et on y consomme dix fois plus de vins bios qu'en 2013. Dans les pays anglo-saxons, toutes les études montrent que les vins bios sont plébiscités par les *millennials* (entre vingt et quarante ans), cette génération bénie des marketeurs. Dans le monde, le marché des produits bio a été multiplié par six en seize ans. Une étude de l'Institut de recherche de l'agriculture biologique de 2017 a même montré que le Luxembourg est l'un des pays où la demande est la plus forte puisque le Grand-Duché se place à la deuxième place des nations qui achètent le plus de bio au monde (8,6% de part de marché), derrière le Danemark (9,7%) mais devant la Suisse (8,4%). L'Allemagne (5,1%), la France (3,5%) et la Belgique (2,2%) sont loin derrière.

Il n'est donc pas si étonnant de voir que les derniers domaines s'intéressant au bio sont dans les mains de la jeune génération. La maison viticole Schmit-Fohl (Ahn), avec les frères Nicolas et Mathieu Schmit, a reçu sa certification l'an dernier. « Qu'un ancien hésite, je le comprends, expliquait Mathieu Schmit, mais tous les jeunes qui reprennent un domaine devrait se mettre au bio ! »

Jeff Konsbrück (Ahn), vient de se décider à franchir le pas. La vendange à venir sera la première de sa conversion. « J'en avais un peu assez de répéter à mes clients que j'étais presque en bio ! sourit-il. Je me suis dit que puisque j'en n'étais pas loin, autant y aller. Il faut travailler un peu plus mais ça marche bien. Avec une année aussi humide que celle-ci, je n'ai pas plus de soucis qu'avant. Quelques vignes sont très légèrement touchées par le mildiou, mais il n'y a rien de grave et je ne suis pas sûr que cela aurait été différent sans la conversion. »

Outre le respect de la nature, qui est son cadre de travail, le jeune vigneron ne cache pas non plus qu'il espère mieux vendre ses vins une fois qu'il sera labellisé. « Vendre des vins bios, cela permet de se distinguer, avance-t-il. De plus en plus de consommateurs recherchent ces produits et cela me donnera plus de visibilité auprès d'un nouveau public. Commercialement, ça ne peut pas être une mauvaise chose. » Alors que les vignerons regrettent souvent leur peu de visibilité à l'international, il est certain qu'une feuille verte apposée plus souvent sur l'étiquette ne leur ferait aucun mal. ●

Scénario noir

Georges Canto

Les banques européennes et américaines passent leur stress test



La Monte dei Paschi di Siena est seule banque de l'échantillon européen à

afficher des fonds propres négatifs en cas de scénario extrême



L'été est devenu la saison de la publication aux États-Unis et en Europe des stress tests bancaires. Outre-Atlantique la Fed a rendu publics le 25 juin les résultats de sa vague semestrielle (la précédente remontait à décembre 2020). En Europe leur divulgation, survenue le 30 juillet, était particulièrement attendue. En effet pour cause de crise sanitaire, les tests qui devaient être publiés en juillet 2020 ont été retardés d'un an, de sorte que les précédents remontaient à 2018. Depuis il y a eu la pandémie qui a fortement impacté le secteur bancaire.

Les grandes banques américaines ont passé haut la main les tests de résistance effectués désormais semestriellement. « Les 23 grandes banques testées disposaient toutes de montants en capitaux bien supérieurs à ceux exigés au vu des risques », a indiqué la Réserve fédérale. En raison de la sévérité des scénarios des tests (lire encadré) elles perdraient certes plus de 470 millions de dollars de fonds propres dont près de 160 milliards de pertes liées à l'immobilier commercial et aux prêts aux entreprises. Leur « average tier-one capital ratio » passerait de treize à 10,6 pour cent, mais il resterait encore plus de deux fois supérieur aux cinq pour cent requis par le Dodd-Frank Act de juillet 2010.

Du coup, les restrictions spécifiques imposées pendant la pandémie ont été levées le 30 juin. Pour conserver du capital pour faire face à la crise, les programmes de rachats d'actions avaient été interdits et les versements de dividendes aux actionnaires plafonnés. Désormais, « le système bancaire est solidement positionné pour soutenir la reprise économique en cours », a estimé le vice-président de la Fed chargé de la supervision des tests, Randal Quarles. Preuve de la confiance des marchés dans le secteur bancaire américain, en un an (août 2020-août 2021) l'indice KBW qui suit les 24 plus grandes banques a augmenté de 65,4 pour cent contre 37 pour cent pour le S&P 500.

En Europe, la BCE et l'Autorité bancaire européenne ont soumis à des tests de résistance cinquante établissements de quinze pays, couvrant 70 pour cent des actifs du secteur bancaire de l'UE. Aucune banque luxembourgeoise ne figurait dans l'échantillon mais les pays voisins étaient bien représentés avec notamment sept banques allemandes et autant de françaises.

La BCE estime que les banques européennes seraient « robustes et résilientes »

L'exercice, qui existe depuis 2010, a donné globalement de bons résultats malgré un scénario sévère. En cas de grave crise économique, les banques étudiées perdraient 265 milliards d'euros de fonds propres mais ces derniers se maintiendraient à un niveau correct. En effet, le principal ratio (« fully loaded CET1 » dans le jargon comptable) qui doit toujours être supérieur à six pour cent, resterait au-dessus de dix pour cent en 2023 pour 31 d'entre elles.

Les banques des pays nordiques (Suède, Norvège, Danemark, Finlande), des pays de l'est (Pologne, Hongrie), de Belgique et des Pays-Bas (soit au total 21 établissements) sont toutes dans ce cas. La situation est moins favorable en France (trois banques sur sept sous la barre des dix pour cent), en Allemagne (quatre sur sept), en Espagne (trois sur quatre) et surtout en Italie où les cinq banques sélectionnées sont à la peine. C'est d'ailleurs dans ce pays que l'on rencontre la seule banque de l'échantillon à afficher des fonds propres négatifs en cas de scénario extrême : il s'agit de la Monte dei Paschi di Siena, en difficulté depuis plusieurs années et passée dans le giron de l'État en 2017. Ce n'est sans doute pas un hasard si on apprendait début août que ce dernier allait céder sa part de 64 pour du capital à la deuxième banque italienne UniCredit, qui n'est pourtant pas sortie indemne du stress test avec un ratio de fonds propres de 9,2 pour cent seulement en 2023 en cas de crise.

Dans les autres pays où la situation est médiocre, plusieurs « gros bras » affichent même des ratios inférieurs à huit pour cent : c'est

le cas de la Deutsche Bank (7,4 pour cent), de la Société Générale (7,5) et surtout de HSBC Continental Europe, filiale continentale du groupe britannique : avec 5,9 pour cent elle serait la seule de l'échantillon avec Monte Paschi à être au-dessous de la norme des six pour cent.

En moyenne, le ratio de fonds propres « durs » des banques étudiées passerait de quinze à 10,2 pour cent, soit une dégradation de 4,8 points. Mais on enregistre de très gros écarts. Dix banques connaissent une baisse de moins de 2,7 points. Parmi elles figurent le géant espagnol Santander, la belge Belfius, la néerlandaise DNB et VW Bank en Allemagne. On trouve aussi dans le lot trois banques suédoises et les deux polonaises.

En revanche la chute est plus forte pour près de la moitié de l'échantillon, soit 24 banques ! Même si elle n'est pas très accentuée (dans vingt cas elle est comprise entre moins cinq et moins 6,8 points), elle dépasse les neuf points à La Banque Postale en France, pour tant meilleur ratio du pays en 2020 !

Pour se faire une idée plus exacte de la situation, tenant compte de la valeur du ratio avant la crise et avant le test, il faut plutôt raisonner en proportion. Passant de 15 à 10,2 pour cent, le ratio CET1 moyen baisserait donc d'environ un tiers. Toutefois il chuterait de plus de quarante pour cent dans onze établissements, hors Monte dei Paschi di Siena, avec un maximum de 47 pour cent. Deutsche Bank, SG, La Banque Postale, Sabadell, Rabobank, UniCredit et la Bank of Ireland se trouvent dans ce lot. En revanche pour une dizaine d'entre eux, notamment en Suède et en Pologne, le ratio perdrait moins de dix pour cent de sa valeur. Cette meilleure « résilience » est liée à leur *business model*.

Le rapport indique en effet que les pertes sur les crédits sont les principaux moteurs de la dégradation. Elles s'élèveraient à 308 milliards d'euros et seraient responsables de 87,2 pour cent de la baisse du ratio moyen (-4,23 points sur -4,85). De ce fait les banques dont les créances sur la clientèle sont importantes en proportion de leur bilan (modèle dit de « banque universelle », le plus courant dans l'échantillon) sont logiquement plus impactées : elles sont de grande taille et surtout présentes en France, Allemagne, Italie et Espagne.

En revanche les autres revenus connaîtraient une baisse moins accentuée : les pertes pour risques de marché s'élèveraient à 74 milliards d'euros (soit une incidence de moins un point sur le ratio moyen) et les pertes pour risques opérationnels atteindraient 49 milliards (incidence de -0,68 point). La marge d'intérêt se contracterait de 22,6 pour cent alors que les commissions ne baisseraient que de quatorze pour cent, de sorte que les banques les moins dépendantes du crédit sont moins touchées par le scénario le plus négatif.

L'Autorité bancaire européenne a aussi relevé que les établissements qui étaient peu diversifiés à l'international ont subi une plus grande dégradation de leurs capitaux propres que les autres.

Selon l'Espagnol Luis de Guindos, vice-président de la BCE, les banques européennes sont « robustes et résilientes » et ont plutôt obtenu de bonnes performances dans le test alors qu'elles sortaient d'une année 2020 difficile et le test était plus exigeant qu'en 2018. De son côté, le directeur financier de Deutsche Bank, James von Moltke, a estimé son résultat d'autant plus encourageant « que la forte croissance des bénéfices que nous avons enregistrée au premier semestre 2021 ne se reflète pas dans cet exercice ». Une déclaration que beaucoup d'autres banquiers auraient pu faire.

Cela étant, les tests européens n'ont porté que sur cinquante banques, alors que la seule BCE en supervise 114. Les prochains seront élargis à un échantillon plus important d'établissements bancaires. L'ABE prévoit déjà de mener un exercice de transparence en décembre 2021 avec un échantillon plus large d'environ 130 banques. Mais on a aussi appris fin juin que la BCE allait prochainement superviser certaines entreprises d'investissement et dont les actifs dépassent les trente milliards d'euros et pouvant présenter le même genre de risques systémiques que les banques. Ce « sont celles qui négocient des instruments financiers pour leur propre compte ou qui placent des instruments financiers sur la base d'une prise ferme ». On ignore si elles seront soumises à des stress tests, mais il faudra de toute manière élargir le périmètre de ces derniers : le *Wall Street Journal* notait en juin que 68 pour cent des nouveaux prêts immobiliers américains ont été émis par des acteurs non bancaires en 2020. Ce taux était de 48 pour cent en 2007, juste avant la crise des *subprimes*. ●

« Gravement défavorable »

Aux États-Unis, le test le plus dur de cette année, dénommé « scénario gravement défavorable », imaginait une récession mondiale allant de la fin 2020 à septembre 2022, entraînant une contraction de quatre pour cent de l'économie américaine. Le chômage grimperait à 10,75 pour cent et les cours de bourse chuteraient de 55 pour cent. Des tensions importantes seraient aussi observées sur le marché de l'immobilier commercial et sur la dette des entreprises. En Europe, le scénario noir suppose une pandémie qui se prolonge jusqu'en 2023 au moins, et un environnement de taux d'intérêt encore bas mais « pour plus longtemps ». Le taux de chômage moyen augmenterait de 4,7 points et les prix de l'immobilier chuteraient de 22 pour cent. Avec une baisse cumulée du PIB de l'UE de 3,6 pour cent sur trois ans et une baisse cumulée négative du PIB de chaque État membre, l'hypothèse est d'autant plus défavorable que l'année de référence, à savoir 2020, était déjà affectée par la crise sanitaire. [gc](#)

Votre publicité ici

Contactez Zoubida Belgacem qui est en charge de la régie publicitaire au sein du Lëtzebuurger Land

+352 48 57 57 32
zbelgacem@land.lu

ZU GAST

Eine Frage des Werts

Energiepolitik ist Teil der Klimapolitik. Wollen wir die Klimagase bis 2030 um 55 Prozent senken, müssen wir den Verbrauch der Energielieferanten Kohle und Öl quasi auf null setzen. Dieses Ziel haben alle verantwortlichen politischen Parteien erkannt und schlagen Maßnahmen vor, wie die Energietransition gelingen kann: Ausbau der Produktion von Wind- und Sonnenenergie, verstärkte Nutzung von elektrischer Energie in der Mobilität, Wasserstoffproduktion (grüner Wasserstoff), usw.

Jeff Boonen ist Präsident der CSV-Norden

Diese Maßnahmen werden politisch unterstützt und mit Förderprogrammen umgesetzt. Zum Beispiel werden mit hohen Einspeisevergütungen für elektrische Energie während festgelegter Laufzeiten Investoren ermutigt, in die Produktion von erneuerbarem Strom zu investieren. Hoch subventionierte Einspeisevergütungen sind aus zwei Gründen attraktiv: Die Regierung sieht mittelfristig die Anzahl an Anlagen sowie die verfügbare elektrische Energie ansteigen, und die Investoren kommen in den Genuss hoher Renditen.

Dennoch birgt diese Subventionspolitik eine Gefahr: Es kommt zu einem Überangebot an Energie am Markt – verstärkt durch eine sehr variable Stromproduktion durch Wind und Sonne –, die zu kurzfristigen starken Schwankungen führen kann: Die Folge davon sind sinkende Marktpreise, Strom wird günstiger. Nach Ablauf der Förderung sind dann nur noch wenige Anlagen rentabel. Erste Solaranlagen und Biogasanlagen, die Anfang der 2000er-Jahre in Luxemburg bezuschusst wurden, können heute nicht zum Marktpreis produzieren, und stellen die Produktion ein.

Hier werden Parallelen zur Agrarpolitik der letzten 60 Jahren erkennbar. Marshall-Plan und hohe Preissubventionen haben während der 1970er- und 1980er-Jahre zu einer

Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion geführt. Europa konnte dadurch seine eigenen Lebensmittel produzieren, und das ehrgeizige Ziel, nach dem Zweiten Weltkrieg die Selbstversorgung von Nahrungsmitteln sicherzustellen, wurde erreicht. Das Angebot überstieg die Nachfrage und die Preise für Lebensmittel fielen. Bei jeder anschließenden Agrarreform wurde versucht, die Subventionen umzugestalten, um weniger Markteffekte zu haben. Dennoch können Landwirte heute nicht mehr ohne öffentliche Gelder produzieren, und die Preise für Lebensmittel entsprechen nicht den Produktionskosten beziehungsweise ihrem Wert.

Natürlich sind billige Lebensmittel und auch billige Energie attraktiv für die Wirtschaft und die Gesellschaft. Langfristig muss aber das Ziel im Vordergrund stehen, einen Marktwert zu erreichen, der den Produktionskosten entspricht.

Somit stellen sich zwei Fragen: Wie können wir das Gleichgewicht zwischen Kosten von erneuerbaren Energien und Energiepreis herstellen? Und wie kompensieren wir etwaige höhere Energiekosten für Bürger mit niedrigem Einkommen, die einen Preisanstieg proportional stärker zu spüren bekommen?

Das Gleichgewicht kann erreicht werden, indem wir die Folgekosten (Klima-Emissionen) für Erdöl und Kohleenergie mit in den Gestehungspreis mit einbeziehen. Dies muss durch eine substantielle Erhöhung des CO₂-Preises geschehen. Um die Auswirkungen auf die Haushaltskasse von Bürgern mit einem niedrigeren Einkommen abzufedern, muss ein spezifisches Unterstützungsprogramm für besagte Bevölkerungsgruppe aufgelegt werden – gegebenenfalls mit Zuwendungen aus den Einnahmen der CO₂-Steuer.

In einer öko-sozialen Marktwirtschaft, für die die CSV sich einsetzt, sollten solche praxisorientierte und zielgerichtete Lösungen möglich sein. Der Staat muss die Rahmenbedingungen am Markt so gestalten, dass langfristig erneuerbare Energien kostendeckend produziert werden können und gleichzeitig niemand in der Gesellschaft finanziell darunter zu leiden hat. ● Jeff Boonen

MAUX DITS D'YVAN

Baerbock et le « mot-haine »

Yvan

Elle a donc fini par s'excuser, elle qui s'apprête à gouverner (peut-être) le pays du Struwwelpeter. Vous vous souvenez de cet ancêtre de la bande dessinée, moralisateur et désuet à souhait, commis par le psychiatre Heinrich Hoffmann au milieu du XIX^e siècle. Pour lutter contre le racisme, l'auteur y dessine des noirs ainsi que des méchants petits blancs noircis dans l'encrier de Saint Nicolas. S'élevant elle aussi contre la toujours présente idéologie raciste, Annalena Baerbock a prononcé ce que les Allemands ne désignent plus que par le « N-Wort ». Vous êtes chocolat, si vous pensez qu'il s'agit du mot « nazi », car nous n'en sommes pas encore au point Godwin, ce moment où toute discussion dérape vers le nazisme. Non, aujourd'hui, on n'a plus les c... pour désigner telle profession par sage-femme, ni tel orchestre par groupe de musiciens, et encore moins pour commander dans un Beisl viennois un « Mohr im Hemd ». M... alors ! Les Basses-Alpes ont été rebaptisées en Alpes-de-Haute-Provence, les Côtes-du-Nord se font appeler Côtes-d'Armor, et si l'appellation Hauts-de-France vous a quand-même une autre gueule que Nord-Pas-de-Calais-Picardie, elle n'en est pas pour autant à l'abri des appétits du Front National, pudiquement requalifié en Rassemblement National. On rebaptise ou on scotomise, et un blanc vient remplacer le mot qui désigne le noir.

Les communicants ont pris la relève des journalistes et des politiques, et notre civilisation a régressé vers un stade primitif, caractérisé par la pensée magique qui meut la psyché de l'enfance des peuples, comme celle de l'individu.e. Ce mode de raisonnement précède l'âge de (la) raison et privilégie l'irrationnel. Il attribue un pouvoir quasi magique aux mots qui se mettent à fonctionner par eux-mêmes, comme une véritable personne, voire comme une divinité. La pensée magique ne fait pas la différence entre le mot et la chose, entre le signifiant et le signifié, comme disent les linguistes. Rien qu'en prononçant le mot, ce mode de pensée pense pouvoir déclencher les maux en rapport avec la chose, la personne ou l'animal évoqués. Dans son fameux livre *Totem und Tabu*, Freud a montré que cette pensée magique est à l'œuvre dans le totémisme, mais aussi dans la né-

vrose obsessionnelle et la superstition. Le totem, très souvent, est frappé de tabou. Il est interdit d'en prononcer le nom, voire parfois seulement d'y penser, au risque de déclencher l'irréparable catastrophe. Certes, les mots, chargés d'histoire parfois avec une grande hache, ne sont jamais innocents. Mais en frappant de tabou certains noms dont l'histoire évoque les pires injustices et cruautés, notre société se fait l'écho de Tartuffe : « Taisez ce mot que je ne saurais entendre ! »

Et si on ne parle pas de la corde sous la branche des lynchés, il faut cependant continuer d'une manière ou d'une autre d'évoquer ces étranges fruits que portaient les arbres du Sud, au risque de se rendre complice de la perte de mémoire des atrocités de l'esclavage, du nazisme et du racisme. Au mécanisme du refoulement et de la pensée magique, préférons l'attitude des Senghor et autre Césaire qui faisaient de leur négritude un étendard de fierté, retournant comme un gant l'injure pour en faire une arme contre leurs oppresseurs. Ne tuons pas une seconde fois la dignité des damnés de la terre que le psychiatre Franz Fanon n'était pas le dernier à défendre.

Et surtout, ne rendons pas muet le poète : « Ma négritude n'est pas une pierre, sa surdité / Ruée contre la clameur du jour / (...) elle trouve l'accablement opaque de sa droite patience ». En ces temps de pandémie, nous avons castré la langue qui, en perdant ses couleurs et ses saveurs, s'est aseptisée, pour devenir hygiéniquement correct.

Réfléchissons alors, pour terminer, au paradoxe d'une langue qui lutte contre le sexisme en nommant les différences, mais lutte contre le racisme en gommant les différences. D'un côté, on exige écriture inclusive, « Gendersternchen » et autres majuscules en milieu de mot, de l'autre on « tabouise » les termes connotés racialement. Ne ferait-on pas mieux d'imaginer une langue dans laquelle, face à l'homme rencontré par hasard dans le train, on exprimerait sa différence, sans verser ni dans la peur, ni dans la paranoïa ? Ou, pour le dire avec Adorno : « Une société émancipée ne serait cependant pas un État unitaire, mais une réalisation de l'universel dans la réconciliation des différences. » ●

« Taisez ce mot que je ne saurais entendre »



D'GEDICHT VUN DER WOCH



E Koup Schierbelen

Jacques Drescher

Et stoungen eis Zaldote
Ganz stolz um Hindukusch;
Fir d'Fräiheet an „eis Werter“,
Mee lo, lo si se husch.

Afghanistan, de Kierfecht –
Dir gouft do net gebuer.
Wann d'NATO kricht, da freet keen:
Wat hu mir do verluer?

De Jang, dee kënn bal kräischen;
E steet wéi d'Kand beim Piff.
E war ganz kugelsécher
Zu Masar-i-Scharif.

Zwee Jo'r duerno do rífft en:
Stoustst d'Leit dach net an d'Graf!
No zwanzeg Joer Ligen
Gouf d'Mënschlechkeet verfaf.

CHRONIQUES DE L'URGENCE

Jeunes femmes aux avant-postes

Jean Lasar

Lorsqu'elles ont fait irruption dans l'actualité comme avocates indomptables de l'action climatique, la Suédoise Greta Thunberg, l'Américaine Alexandria Villaseñor, l'Allemande Luisa Neubauer et la Belge Anuna de Wever (pour n'en citer que quatre) ont signalé la montée en puissance des jeunes femmes dans la lutte pour la survie de la civilisation humaine. Emily Atkin

et Mary Annaïse Heglar, deux jeunes autrices américaines qui ont placé cette cause au centre de leur vie, fournissent la preuve qu'on assiste aussi dans le monde des médias à l'émergence d'un engagement féminin fort en faveur de la justice climatique.

Leurs démarches ne sont pas de tout repos. Fin juillet, Emily Atkin confessait aux lecteurs de sa newsletter *Heated* avoir souffert d'un burnout. En cause, un plan de carrière ambitieux où elle se voyait frappée de cette maladie du stress à cinquante ans, après avoir gravi les échelons du métier et décroché un prix Pulitzer à 45 ans. Or, c'est à 31 ans qu'elle y a eu droit. Et la bouillonnante jeune femme, native de New York et établie à Washington, de comparer sa démarche personnelle, fondée sur « une utilisation insoutenable d'énergie », au comportement des entreprises d'énergies fossiles, qui « minimisent et nient la douleur causée par l'extraction ». Conclusion : Sa newsletter, créée en 2020 et quasi-quotidienne jusque-là, deviendra hebdomadaire, ce qui lui permettra, espère-t-elle, de proposer de meilleurs reportages. Dans *Heated*, Emily Atkin se montre combative, capable tant d'aller sur le terrain et de rendre compte avec talent du combat d'activistes tentant d'empêcher la construction de l'oléoduc Line 3 dans le Minnesota que de pour-

fendre à chaud les manigances du lobby pétrolier dans la capitale fédérale.

Le combat de l'essayiste Mary Annaïse Heglar, une Afro-Américaine née dans l'Alabama, est centré sur le lien profond entre les injustices historiques et la crise climatique. Après avoir travaillé cinq ans au NRDC (Natural Resources Defense Council) comme directrice des publications, elle a fait une pause pour rejoindre l'Earth Institute à l'université de Columbia en tant qu'animatrice d'un nouveau programme explorant les points de jonction entre la science climatique et l'art en tant que moyen de toucher un public plus vaste. Heglar veut croire qu'au-delà des faits scientifiques, nécessaires mais insuffisants, les histoires personnelles et le *storytelling* émotionnel doivent aussi trouver leur place dans le combat pour le climat. « De notre côté, nous n'avons que les faits. En face, ils n'ont que des sentiments et des mensonges. Donc je pense que nous serions beaucoup plus forts en ayant des sentiments et des faits face aux sentiments et aux mensonges », avance-t-elle.

Aussi passionnées que déterminées, Atkin et Heglar ont déjà réussi à rafraîchir quelque peu le paysage médiatique consacré à l'action climatique, qui reste embryonnaire, et à faire en sorte que ceux qui s'y engagent se sentent un peu moins seuls. ●



Karl I, Kaiser von Österreich, König von Ungarn. Ein Knochenteil des Habsburger liegt in Baden

Ein Teil von Kaiser Karl

Michèle Thoma

Barock und Biedermeier: Der Kurort Baden im Speckgürtel Wiens

Eine verderbte Stadt, eine ganz und gar verderbte und verdorbene Stadt, thomasbernharde ich vor mich hin, kaum habe ich den Fuß auf badischen Boden gesetzt. Vorbei an Häusern mit blinden Fenstern, ansehnlichen, einst angesehenen Häusern, aber keiner scheint sie mehr anzusehen. Dann stehe ich auf einem Brücklein über einem anmutigen Flüsschen, aus dem ein grausiger Gestank aufsteigt. Das Brücklein heißt Kaiser Franz Josef.

Es ist ein eisiger Aprilabend mitten im Lockdown. Am Josefsplatz steht eine Bahn wie aus dem Spielzeugmuseum, von der Wiener Oper braucht sie ein knappes Stündchen bis hierher ins Herz des Biedermeierjuwels, der Kurstadt Baden. Ein paar Jugendliche frieren und lachen. Unterwegs ins Zentrum sind die Schaufenster voll von Süßem. Nur Süßem. Die Kleider sind süß, das Essen ist süß, der Schmuck ist süß. Süß, aber geschmackvoll, alles geschmackvoll. Die Blumenarrangements sind schlicht, aber von erlesener Schlichtheit. In einem Schmuckgeschäft schimmern Diademe, diskret.

Dann sprudelt ein Bächlein vor die Füße, Wassergasse heißt die Gasse. Wasser gibt es in Hülle und Fülle, hier quillt es, da plätschert es, hier eine Therme, da ein Römerbad, das Elementare und die Geschichte fließen ineinander über. Überall Rehas, in denen müde Glieder wieder zum Leben erweckt werden. Und immer wieder Pavillons, sie heißen Franzensbad, Frauenbad, Leopoldbad, usw. Statt Wasser gibt es dort jetzt Kunst, eines, das neben dem stinkenden Fluss, ist ein Hamam. Wasser, das einzig Lebendige hier. Immerhin.

Am nächsten Tag ist alles anders. Es ist mild, schon bin ich milde gestimmt. Wie oft beim Woanderssein ist der gleiche Ort immer ein anderer, ich bin eine Andere, und das über den Ort vorschnell gestülpte Urteil, das Vorurteil, wird einem neuen weichen.

Es ist plötzlich so italienisch hier. Jungfamilien mit Dreijährigen auf Laufrädern. Kinder rennen johlend um die im erblauten Himmel golden gleißende Pestsäule, wie ein Karussell schaut das aus. Vor dem Eispetter steht ein Schlange Maskierter, einer der wenigen Orte an dem man etwas erstehen kann. Schauen Sie doch rein! winkt mich eine schwarzhaarige Dame in das Teppichgeschäft, vor dem ich einen am Schaufenster angeklebten Artikel lese. In dem es um eine charismatische Teppichgeschäftbesitzerin in Baden geht. Während sie mir ihre persischen Teppiche einzeln vorstellt, merke ich, dass ihr Antlitz nackt ist, meines auch, o Gott! Ich ergreife die Flucht, in das Gotteshaus gegenüber. Am Eingang stehen Weihwasserfläschchen zum Mitnehmen, gratis, wow! Schon versinke ich in den Fleischbergen des Nebenalтарbildes, ein Putterich glotzt auf das einladend ausladende Gesäß, das das Altarbild domina-iert. Kopie von Correggio, war mal Hauptaltarbild. Kamen bestimmt viele gerne zur Anschauung, mal was anderes als ein Ausgemergelter auf einem Kreuz.

Eine Seitennische ist Kaiser Karl selig gewidmet. Karl Habsburg hat also einen Opa, der nicht nur Kaiser war, sondern ein Heiliger light! In einer Art Monstranz entdecke ich ein Krümelchen. „Ein Teil von Kaiser Karl,“ weiß der Herr mit dem ebenfalls pudelnackten Eben-

bild – Gottes – Antlitz, der die Kerzen füttert. Welchen genau weiß er aber nicht, flugs wählt er eine Handynummer. Monsignore, was ist das für ein Teil von Kaiser Karl in der Karlskapelle? Monsignore, ich bin in Italien! Ein Knochenteilchen, belehrt uns Monsignore.

Beseligt von Karlskrümeln, Fleischorgien und Wunderwässerchen schwebe ich hinaus, weiter, bis zu einem großlettrigen PUNSCH-Schild, es wird immer himmlischer! Nur dass es den Punsch nicht gibt, aber ein Stifterl. Mit diesem Oma-Weinfläschchen und einer Sektlöte aus Plastik, die ich bekomme, weil ich so eine wunderschöne Frau bin, Baden wird immer schöner, installiere ich mich auf einer der Bänke vor der Pestsäule, auf der ein Weib im Négligé neckisch einen Totenschädel kost. Diese Pestsäule ist viel erotischer als das Geschwulstkonglomerat in Wien.

Die Heiligen in Baden schauen nicht so gequält aus wie die üblichen Heiligen. Versonnen lächelnde Madonnen, zärtlich sich Berührende mit Heiligenschein begegnen mir auf Hausreliefs, in schäbigen Kapellen, eine Kopftuchfrau flirtet mit einem Langhaarigen, ist es Jesus?

„Corona-Widerstand, Hände weg von unsern Kindern!“ klebt auf dem historischen Mistkübel (dt.: Abfalleimer), in Baden strotzen selbst die Mistkübel vor Geschichte, auf dem einfallslos „Hauptplatz“ benannten Hauptplatz. Ab sechs ist die Stadt menschenleer, unterwegs höchstens noch einzeln Hastende, ein paar aus den Reha-Reservaten ausgewanderte Nordic Walkerinnen, Jungfamilien. Das

Im Mini-Zentrum einer Mini-Stadt erschlägt das monstruös überdimensionale Theater, in dem Kultur zelebriert wird

Puppenstädtchen aus dem Speckgürtel Wiens scheint nicht nur für satte Pensionist_innen attraktiv zu sein, auch für Bobos scheint es ein gedeihliches Biotop zu sein. Werden diese Kinder einen Schock erleiden, wenn sie in eine richtige Stadt kommen?

Im Kurpark die letzten Jugendgrüppchen, junge Migrant_innen treffen sich. In der Stadt wirken sie wie Fremd-Körper. Ein paar Bilderbuchbahnstationen entfernt ist Traiskirchen mit der größten Flüchtlingsunterkunft des Landes. Vor Jahren, mühelos passierte ich die Eingangskontrolle, sah ich dort Kinder zwischen Urinpfützen und Scherben, zugekotete Toiletten, Schlafsäle mit Stockbettgerüsten. Wie anders später beim offiziellen Presse-Rundgang! Nachher stieg ich in die Bahn, fuhr wenige Stationen weit, auf einen anderen Planeten, in ein anderes Universum. Im Kurpark Baden promenierte Touristen, Einheimische, junge Migrant_innen, wohl viele aus Traiskirchen zwischen Nymphchen. Ich war in einem Städtchen aus Barock und Biedermeier gelandet, einem Städtchen wie eine Schmuckschatulle.

„Ich sage euch, damals in Dubail“ dröhnt es über die Kreuzung. Aus dem Künstlerheim, das steht in großen Lettern auf der Fassade. Ein legendärer Ort, an dem u.a. greise Burgschauspielerinnen ihren Lebensabend verbringen, ob dort auch am Hungertuch nagende Poetinnen willkommen sind? Der Gründerin zumindest schwebte Soziales vor. Die Lebensabendnachmittage auf der Veranda scheinen vergnüglich, Geplauder plätschert, immer wieder ertönt ein großes Organ, die große Bühne ist jetzt die Straßenkreuzung. Beim Vorbeigehen sehe ich einen distinguierten Herrn, wie er, eine Arie trällernd, etwas in den Mistkübel im Garten leert. Ein anderes Mal tritt ein Herr mit Hut und einem tracht-inspirierten Sakko heraus. Vor einem Löwenzahn auf dem Gehweg beugt er sich, verbeugt sich.

Eine prominente Sterndeuterin lebt im Paralleluniversum Baden, die berühmte Schauspielerin Christiane Hörbiger im leblos idyllischen Schlösselgässlein mit den üblichen Kunsthandwerksgeschäften. Leblos geht es weiter, anders leblos, die Straße ist dann verlegt, dem Verfall preisgegeben. Dem Preis preisgegeben, Makler preisen Top-Immobilien an.

Mit den großen Künstlerinnen-Töchtern schmückt sich die Stadt nicht so wie mit den alten, zugezogenen Promis. Im Parkpavillon einer Reha-Einrichtung prangen literarische Zitate, altvaterisches Zeug aus dem 19. Jahrhundert, kein Wort von Marlene Streeruwitz oder Gertraud Klemm. In der Auslage der Buchhandlung im Zentrum kein einziges Buch der aus Baden stammenden zeitgenössischen Autorinnen. Auch wenn von der Tochter eines Badener Bürgermeisters eine streng bürgerliche Wohlerzogenheit, eine marmorne Unnahbarkeit ausgeht, verfolgt Marlene Streeruwitz in ihrer Literatur die unversöhnliche Abrechnung mit dem Patriarchat. Logisch, dass frau hier in dieser Puppenstadt eine Allergie gegen liebe Madln entwickelt! Nicht einmal *Hippopotamus*, das letzte Buch von Gertraud Klemm, liegt im Schaufenster. Vielleicht ist Badner Bürger_innen ein Buch nicht zumutbar, in dem sich lustig gemacht wird über die Hoden eines Pferdestandbilds im Kurpark, auf dem ein pudelnackter Reiter sitzt?

Einem Sohn der Stadt, dem Übermalermaler Arnulf Rainer, wurde allerdings schon ein Museum gewidmet, das umgestylte Frauenbad, die Bilderbuchbahn rollt bis vor den Eingang. Sonst ist die auf Plakaten angekündigte Kultur von beklemmender Biederkeit, in einem Gässchen im Mini-Zentrum einer Mini-Stadt erschlägt das monstruös überdimensionale Theater, in dem Kultur zelebriert wird.

Im Schaufenster der Buchhandlung gibt es aber ein Buch über den jüdischen Friedhof in Baden. Ich kann es nicht kaufen, ist ja zu. Ich guggel, in Baden war die drittgrößte jüdische Gemeinde in Österreich, in der Wassergasse eine von den Nazis zerstörte orthodoxe Synagoge. Eine kleine Gemeinde habe sich wieder gebildet, die einzige in Niederösterreich, es gebe ein Gebetshaus in der Wassergasse. Ich suche, die wenigen Passant_innen, die paar Freaks mit Hunden kommen, so kommt es mir vor, aus einer Zeit, einer Welt in der man nichts mehr weiß von Synagogen. Dann finde ich zwei unscheinbare Tafeln. Einen Hinweis auf ein Gebetshaus finde ich nicht.

Diese Geschichte gibt es einfach nicht mehr. Die mit der man kaiserliches Flair verkauft und Wellness-Biedermeier umso mehr. Ein Beethovenschädel wächst aus dem Rasen. Die Bäume tragen Kronen. Das Helenental ist kaum aushaltbar lieblich, die Burg heißt Rauenstein. Es gibt noch eine. Der Fluss stinkt nicht, er glitzert, und wenn er stinkt, dann nach Schwefel, und das ist gut für uns. Unsere Gelenke. Das Thermalbad ist hundert Jahre alt und hat einen hundertjährigen Sandstrand. Die Autofahrer_innen sind die galantesten der Welt, sie halten an, bevor Fußgängerin Fuß auch nur Richtung Zebrastreifen bewegt. Wer die *Badner Zeitung* liest, läuft Gefahr von einer unheilbaren Sehnsucht nach so einem geschützten Gehege befallen zu werden, mit Rosen.

„Wer schimpft, der kauft“, weiß ein österreichisches Sprichwort. Ich kaufe mir ein Badner Häferl (dt.: Badner Tasse) mit echten badischen Kaffeebonbons und einer Bordüre aus Veilchen. Auf dem Badner Häferl steht „Badner Häferl“. Es schaut zwar exakt aus wie ein Wiener Häferl oder ein Salzburger Häferl. ●



14

KULTUR

Land

13.08.2021

STREET ART



Ettelbrooklyn 2030

Graffiti-Künstler Sumo (alias Christian Pearson) ist Chefkurator des neuesten Street-Art-Projekts der Stadt Ettelbrück. Vergangene Woche hat er 14 weitere Künstler/innen eingeladen, um sechzehn Pfeiler der Pont du Deich in die „größte Open-Air-Gallery Luxemburgs“ (Webseite Stadt Ettelbrück) zu verwandeln. Nach Biewers, Mantra, McKell, Vidam und Welter ist Sumo der sechste Künstler, der seit 2017 von der Stadt Ettelbrück engagiert wird. Kein Zufall, denn hinter diesem Nation Branding auf Lokalniveau steckt mehr als das Aufwerten des öffentlichen Raums. Gemäß

der Ettelbrücker „Vision 2030“ soll Sumo seinen Teil dazu beitragen, dass Ettelbrück zur kreativen Hochburg des Nordens avanciert. Das Bemalen der Deichbrücke sei „kee kommerzielle Projet, mee natierlech krute mer Suen dofir“, erläutert Sumo gegenüber dem *Land*. Wie viel, das lässt der Koordinator des 15-köpfigen Künstlerkollektivs offen. CSV-Bürgermeister Jean-Paul Schaaf ist hier gesprächiger: das Projektbudget umfasse rund 80 000 Euro inklusive Übernachungskosten für das internationale Künstlerensemble. Das macht gut 6 000 Euro pro Künstler/innen, die von der Stadtverwaltung Ettelbrücks finanziert werden. Die Inspiration für das Deichbrücke-Projekt kommt nicht von der Stadt Ettelbrück selbst, sondern vom deutschen Stadtplanungsunternehmen Cima, mit dem Ettelbrück seit 2015 zusammenarbeitet. Seitens der involvierten Künstler/innen reicht die Geschichte des Projekts weiter zurück und ist Ergebnis einer Graswurzelinitiative: Auf dem 2002 lancierten Onlineforum *fotolog.com* haben sie sich kennengelernt, wie Sumo im Interview mit *RTL* betont. Auf Nachfrage des *Land*, wie Kunst sich noch partizipativer zeigen und neben physischen auch soziale Räume beleben könne, fällt Sumo und Schaaf das Stichwort „Jugend“ ein. Für den luxemburgischen Künstler ist klar, dass die Aufgabe sein muss, „Konscht ze bréngen, déi och (der Jugend) hir Sprooch schwätzt“. Heutzutage sei der Nachwuchs oft damit beschäftigt, internationale Größen wie Banksy nachzuahmen, um *Likes* und *Klicks* auf sozialen Plattformen zu generieren. Laut Sumo fehlt es ihnen an Initiative, den eigenen Weg zu wählen, um durch Stil und Originalität herauszustechen. Freilich stellt sich die Frage, wie

Jugendliche sich kreativ entfalten können, wenn die Anzahl an verfügbaren Mauern und Flächen begrenzt ist. Schaaf zufolge müsse mehr Raum für Jugendliche entstehen. Doch in den Worten des Bürgermeisters hört sich dies eher nach Beschäftigungstherapie an. Gemeint sind nämlich „Jugendlecher, déi hir Fräizäit net richtig miwweleiert kréien.“ Ob das Selbstorganisationstalent von Jugendlichen im Kontext der „Vision 2030“ auch zum Tragen kommt, muss sich noch zeigen. Denn die Grafitikunst, die als Subkultur im New York der 1970er Jahre begann, war nicht nur eine neue Kunstform, sondern ein sozialer Raum des Austauschs und der Begegnung. Will Ettelbrück dem Namen „Ettelbrooklyn“ gerecht werden, muss sie ihre Jugend in den Mittelpunkt der Stadtplanung rücken. Schließlich war die „Writer's Bench“ zwischen Bronx und Brooklyn – mit nicht mehr als einer öffentlichen Sitzbank – die Wiege einer Kunstbewegung, die von einer marginalisierten Jugend ausging und heute die ganze Welt umspannt. Jeff Simon

ARCHIVES

10, rue Eugène Ruppert

Dans la nuit du 14 au 15 juillet, certaines institutions culturelles



de la capitale l'ont échappé belle. Alors que la rue Eugène Ruppert sur la Cloche d'Or a vu les parkings souterrains inondés, les ateliers d'Oberweis dévastés et les serveurs de banques, fonds et domiciliaires détruits, la Cinémathèque, située au 10 de la rue susmentionnée, n'a pas eu à plaindre de dégâts, ses archives étant situées à l'étage. Une inondation aurait constitué une catastrophe pour le patrimoine culturel mondial, la Cinémathèque ayant une des archives (en fait un gigantesque frigo) les plus importantes d'Europe, avec plus 13 000 films, soit des millions de mètres de pellicule, dont de nombreuses copies de séries B extrêmement rares. bt

KINO

Aus den Fugen

geraten ist die Welt bereits 1922 in Wien. Dies veranschaulicht der Film *Hinterland*, der am vergangenen Freitagabend auf der großen Leinwand Locarnos Weltpremiere feierte. Stefan Ruzowitzky porträtiert das Schicksal des Kriegsveteran Peter Perg (Murthan Muslu), der nach sieben Jahren russischer Gefangenschaft in die ehemalige KuK Metropole zurückfindet. In der Liste der Schauspieler/innen, die in *Hinterland* zu sehen sind, finden sich auch einige luxemburgische Namen wieder: Marc Limpach spielt den Wiener Polizeichef Viktor Renner, Timo Wagner übernimmt die Rolle des Oberleutnants Krainer und Maximilien Jadin stellt einen jungen Polizisten dar. *Hinterland* ist eine internationale Koproduktion u. a. von Amour Fou Luxembourg

(Bady Minck und Alexander Dumreicher-Ivanceanu) und wurde teils in den Kehlener Filmland Studios, teils in Wien gedreht. Darüber hinaus hat der Film Fund Luxembourg mit 1,6 Millionen Euro zur Verwirklichung des Filmprojekts substanziell beigetragen. Das Kinodebüt von *Hinterland* ist für Oktober geplant. Jeff Simon

KONZERT

Mod's Night im Vinyl Harvest

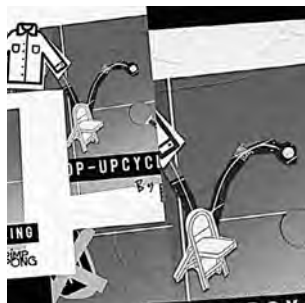
Ray Davies und Pete Townshend werden am nächsten Freitag wohl nicht in der Escher Rue Victor Hugo zugegen sein, doch die drei jungen Mitglieder der niederländischen Beat-Band The Mocks stehen ihren Vorbildern aus den Sechzigern in fast nichts nach. Am 20. Juli um 20 Uhr werden sie im Rahmen einer Recording Session im Concept Store des Plattenladens Vinyl Harvest auftreten. Das Konzert wird auf Tape aufgenommen und könnte später auch als Live-Aufnahme veröffentlicht werden. Sowohl optisch als auch musikalisch erinnern The Mocks an Acts wie The Who, The Kinks oder The Searchers. The Mocks haben bislang drei Singles veröffentlicht, die auf ihrer Bandcamp-Seite zu hören sind. Dass Besitzer Claudio Caruso seit einigen Wochen Kaffee und auserwählte Flaschenbiere im mint.conception ausschenkt und im Hinterhof eine kleine Terrasse eingerichtet hat, dürfte der Stimmung eher förderlich sein. Der Eintritt kostet 15 Euro, Einlass ist um 19 Uhr, natürlich unter Berücksichtigung der Covid-Check-Regeln. ll

INONDATIONS

Taux d'humidité

Après le déluge du 14 juillet, le centre culturel de Neimënster devait rouvrir ses portes ce lundi. La grande réouverture a finalement été reportée au 30 août. Pour raison d'humidité, explique-t-on à l'abbaye. Le taux d'humidité serait actuellement de cinquante pour cent ; or, il devrait descendre à 45 avant de pouvoir accrocher l'exposition *Espace et désir* de l'artiste espagnol Alvaro Marzan Diaz. « On pourrait accrocher les toiles, mais la température dans le cloître a été

montée à 24 degrés pour accélérer le séchage des murs, alors qu'elle devrait être constante et se situer aux alentours de 21-22 degrés. » Quant aux artistes en résidence, ils ont été relogés dans un hôtel en Ville. Des œuvres d'art n'auraient pas été abîmées, sauf des photos (par essence reproductibles) de l'expo *Broken Secrets* entreposées au sous-sol où ils attendaient d'être expédiées. Pour le reste, le centre culturel stockait surtout du vieux mobilier dans ses caves (photos : Neimënster). bt



PORTRÄT 'NEXT GENERATION'

Neue Formen und Formate entwickeln!

Anina Valle Thiele

Annick Schadeck, Performance-Künstlerin und Choreografin, lebt zwischen Luxemburg und Berlin. Die von Hierarchien dominierte Ballettwelt war für sie eine Schule fürs Leben. Daraus zog sie die Motivation, selbst kreativ tätig zu werden und neue interdisziplinäre Formate auszutesten

Leichtfüßig spaziert sie in die Bouneweger Stuff, die Trainingstasche über der Schulter, abgetragene Sneakers, legeres Sommer-Outfit. Zierlich, aufrechte Haltung, gerader offener Blick: Die Luxemburgerin Annick Schadeck (geboren 1989) ist Performance-Künstlerin und Choreografin. Sie ist Teil einer aufstrebenden Generation, karrierebewusst, aber keineswegs verbissen, fließend wechselt sie die Sprachen und erzählt nur zögerlich von sich selbst.

Die Leidenschaft für den Tanz führte sie durch die Welt. Mit 13 begann sie am Konservatorium in Esch/Alzette und sich im Tanz auszubilden. Sie besuchte eine professionelle Ballett-Schule. „Ich trainiere noch immer Ballett. Für mich ist dies eine der besten körperlichen Vorbereitungen“, sagt sie, wenn gleich sie nicht ohne Ernüchterung auf die letzten Jahre zurückblickt. Denn die Engagements in Compagnien und die harten Proben waren verbunden mit starken Hierarchien und Drill in einer Tanzwelt, die von Konkurrenz bestimmt ist.

Wie im Rausch

„Mit 23 Jahren kam ein Moment, wo ich alles in Frage gestellt habe. – Wie stelle ich mir mein Leben und meine Zukunft vor?“ Bis dahin hatte sie immer hart trainiert. Eine gute Schule, aber es blieb kaum Zeit nachzudenken, es hieß: Zähne zusammenbeißen!

2012 folgte der Sprung ins kalte Wasser; der Schritt vom Compagnie-Leben in die Selbstständigkeit. „Ich wollte meine Unabhängigkeit, mich ausprobieren, selbst kreativ sein und mein eigenes Ding machen.“

Weltenbummlerin

„In den Jahren danach hab ich ganz viel auf mich zukommen lassen.“ San Francisco – Frankreich – Berlin. Heute trainiert sie im Trois-C-L, wenn sie in Luxemburg ist oder geht in die Deutsche Oper, wenn sie in Berlin ist. Die Freiheit empfindet sie als herausfordernd. Wie choreografiert man und (er)schafft sich kreativ neu, wenn man vorher nur eine Tanzwelt kannte, in der die Tänzerinnen den Regeln von meist männlichen Leithähnen zu folgen hatten?

Durch das Emergences-Projekt vom Trois-C-L entwickelte sie 2015 ihre erste eigene Kreation in Luxemburg, die Solo-Performance: *D'Stéck*. Eine Zusammenarbeit mit Michèle Tonteling und eine Erfahrung, bei der sie merkte, dass sie sich noch als Tänzerin ausleben will, bevor sie eine choreografische Richtung einschlägt.

Im August 2019 kreierte sie in einer zweimonatigen choreografischen Residenz in den Uferstudios Berlin mit Unterstützung des „Fonds culturel national“ (Focuna) und dem Kulturdienst der Botschaft des Großherzogtums Luxemburg in Berlin in Zusammenarbeit mit dem Autor Luc Spada und der Tänzerin Jeanna Serikbayeva das Projekt *Locker Ruf*.

„Es war erstmal ein weißes Blatt, wir standen vor der Herausforderung: Wie verbindet man Text und Tanz?“ Gemeinsam entwickelten sie das Projekt weiter. Der Blick von außen von jemandem, der nicht aus dem Tanz kam, war gewinnbringend und half – nicht zuletzt dabei sich auszuprobieren. Die Performance versucht, die klassische Trennung zwischen Zuschauer/innen und Darsteller/innen aufzubrechen.

Dann kamen die Covid-19-Pandemie und der erste Lock-down. Was viele Künstler/innen als kreative und finanzielle Zäsur erlebten, erwies sich für Annick Schadeck als Chance. „Für mich war die Corona-Pandemie das Gegenteil.“ Der Stress und Planungszwang fiel mit einem Mal von ihr ab, und sie verspürte die absolute innere Ruhe. „Die Situation hat meine Kreativität angekurbelt. Kunst als absolute Notwendigkeit. Seit Corona spüre ich noch stärker, dass ich meine eigenen Sachen machen will.“

Social Media als Chance

Jenseits der selbstdarstellenden und -entlarvenden Foren seien Plattformen wie Instagram oder Facebook für sie als Tänzerin einfach praktisch, weil sie definitiv dabei helfen, sich auszutauschen und zu vernetzen. „Tanz war früher damit verbunden, dass du ins Theater musstest; aber jetzt ist er so zugänglich.“ Über Internet-Plattformen ließen sich Tanzvideos viel schneller verbreiten, bekomme Tanz eine ganz andere Reichweite und man könne sich einfach mit

Im Zuge der #Metoo-Debatte sei Annick Schadeck aufgefallen, wie wenige Choreografinnen es gibt.

anderen Choreograf/innen verbinden. Den Tänzer und Choreografen Sofiane Tiet hat sie so kennengelernt. Tiet, mit dem Annick in diesen Wochen trainiert, kommt aus dem Hip Hop, ihre ersten improvisierten gemeinsamen Performances verbinden Martial Arts mit Hip-Hop und klassischem Ballett. Der Vorteil: Es bestehe kein Druck, sich unter Beweis zu stellen. Beide wissen schon jetzt, dass sie neue Formate entwickeln wollen mit Videos und Projektionen für Festivals.

Vor Kurzem hat Annick die Bourse „résidence à domicile“ des Kulturministeriums erhalten und probt zu Hause und im Trois-C-L, von dem sie wie fast alle Tänzer/innen in und um Luxemburg zwar sagt: „Es ist ein großes Glück, dass es diese Struktur gibt“, aber auch sanfte Kritik übt: „Das Tanzschaffen in Luxemburg könnte noch diverser sein. Es wäre vielleicht nicht schlecht, wenn eine zweite Struktur in Luxemburg entstehen würde.“

Vision: mehr auf Gemeinsames setzen

„Ehrgeizig bin ich vielleicht in dem Sinne, dass Ehrlichkeit und Hingabe mir in meiner Arbeit wichtig sind, idealistisch in dem Sinne, dass Tanz ein Weg für mich ist, das Umfeld, in dem wir leben, zu verändern.“ Ihre Einstellung? Arbeiten und das Leben genießen! „Musik und Tanz haben für mich eine spirituelle Essenz. Abgekoppelt von Religion.“ Und das möge jetzt zwar esoterisch wirken, aber: „Auch, wenn ich mein Training mache, erlaubt es mir, mich zu verbinden.“ Es sei ein starkes Gefühl von Energie. Die Kreation im Team empfindet sie als gewinnbringend: „Ich bin gern Teil, wenn Menschen zusammenarbeiten. Bei *Locker Ruf* zum Beispiel war die Zusammenarbeit mit Jeanna Serikbayeva absolut bereichernd.“

Ein Vorbild? Habe sie nicht! Ihre Webseite lockt bunt mit Motiven aus dem Buddhismus. Ihr Mantra: „Schwierigkeiten lassen einen wachsen. Alles, was passiert, kann man auch umwandeln in positive Energie.“

Traum von einer weiblicheren Tanzwelt

Im Zuge der #Metoo-Debatte sei ihr aufgefallen, wie wenige Choreografinnen es gibt. „Ich glaube, viele Frauen würden die Sachen wesentlich humaner angehen. Ich weiß ja, wie diese Dynamiken entstehen. Fast alle Compagnien, an denen ich gearbeitet habe, waren von Männern dominiert.“ Gerade in der Kulturszene gebe es sehr viele Missstände, die Szene sei extrem kompetitiv und leistungsorientiert und die Tanz- und Ballettwelt sehr auf Beurteilung aus. Ihr Fazit: „Es ist an uns Frauen, Verantwortung zu übernehmen!“

Die Fragen, die sie sich derzeit stellt, erscheinen grundlegend: Wie bringt man Projekte zu Stande? Wie leitet man seine Proben? Wie kommuniziert man mit Menschen? Und nicht zuletzt: Wie bewirken, dass Künstler/innen fair bezahlt werden? ●



Annick Schadeck

Sven Becker

CINÉMASTEAK

Fatal gaze

Il s'agit, après *La Pointe courte* (1955) et un premier détour par le format court, de son deuxième long-métrage. Tourné à Sète dans un quartier de pêcheurs, on se souvient que *La Pointe courte* était dédié à « Pierre F. », le mari de son amie Suzou décédé d'un cancer au cours du tournage. Seulement effleuré dans ce dernier film, le thème de la maladie sera désormais décliné au féminin et abordé directement dans *Cléo de 5 à 7*. Pendant deux heures exactement (de 5 à 7h), minute après minute, le temps s'égène, anxieusement, dans l'attente de découvrir les résultats d'une analyse médicale. Une attente pour le moins superstitieuse : le tic-tac d'une pendule se fait soudainement oppressant, tandis que les rues de Paris se remplissent d'oiseaux de mauvais augures. Ailleurs un miroir se brise, signe de malheur là encore. La terrible maladie est nommée dès la séquence d'ouverture, lors d'une mémorable scène de chiromancie. Les épreuves d'une vie se lisent dans les cartes de tarot, jusqu'à la dernière, macabre, sans appel sur l'issue tragique de Cléo (féérique Corinne Marchand), chanteuse angélique frappée par la fatalité dans la fleur de l'âge et de la beauté...

Produit par Ciné-Tamaris, la société qu'elle a fondée en 1955, *Cléo de 5 à 7* (1961) est le film le plus célèbre d'Agnès Varda.

Que faire, et comment vivre, quand on se sait par avance condamné ? Cette question grave, essentielle, Tolstoï l'avait posé à ses lecteurs en écrivant *La Mort d'Ivan Ilitch* (1886), puis à son tour Akira Kurosawa en réalisant *Vivre* (1952), chef-d'œuvre du maître japonais adapté du même récit du romancier russe. La maladie, en faisant entrevoir la mort dans chaque plan, dans la moindre lumière ou réplique échangée, est un ressort dramatique et narratif bien connu en Occident. Son récit fondateur se trouve dans le Nouveau Testament, avec la venue de Jésus annonçant, de son vivant, sa mort prochaine pour le salut de l'humanité. C'est aussi le regard mélancolique que revêt toute Vierge à l'enfant, où transparaît *par avance* le sort réservé à sa progéniture. Tout est alors perçu selon un écart temporel, entre d'un côté la présence vivante de l'actrice à l'écran et de l'autre l'absence, la funeste disparition qui se prépare déjà au loin. Cela, Agnès Varda le sait ; et c'est là que sa formation en histoire de l'art entre en jeu. Non seulement Florence, le vrai prénom de Cléo, est une allusion à la ville italienne. Mais Flore étant aussi la déesse du printemps, on songe, par extension, au *Printemps* (1478) de Sandro Botticelli, fameux panneau mythologique situé à la Galerie des Offices de Florence. Une formation perceptible également dès ses premières réalisations, comme lorsqu'elle expérimente l'art de la mosaïque ou se prend en photo de profil pour marquer la ressemblance avec les figures pieuses de Bellini. Sans oublier, bien entendu, la coupe au bol à la Jeanne d'Arc qu'Agnès Varda arbora toute sa vie durant...

D'où le mélange des styles, ancien et moderne, qui cohabitent tout au long de *Cléo de 5 à 7*. Tout à la fois comédie musicale, taxi-movie et errance urbaine, l'histoire de Florence-Cléo tient aussi bien de la tragédie que de la fable chrétienne. Comme dans *Le Bonheur* (1965), l'autre chef-d'œuvre d'Agnès Varda, le printemps est à la fin et au commencement de la vie, bouclant un cycle temporel tendu vers une improbable résurrection... ● Loïc Millot

Cléo de 5 à 7 musicale et tient la fois errance comédie urbaine



PANDÉMIE

Foucault et le biopouvoir

Paul Rauchs

Les philosophes face au virus (3)



Manifestation contre les mesures sanitaires

Face aux manifestations de plus en plus nombreuses contre le passe sanitaire et les appels à la vaccination, surtout chez nos voisins français, j'aurais tendance avec Michel Foucault à m'interroger, non pas « pourquoi sommes-nous réprimés, mais pourquoi disons nous, avec tant de passion, tant de ran-cœur [...] que nous sommes réprimés ? »¹

C'est dans sa volumineuse *Histoire de la sexualité* que le philosophe français, la coryphée du structuralisme, a défini le concept de « biopouvoir ». Si l'Ancien Régime avait pouvoir de vie et de mort sur ses sujets, Foucault montre que, dès le XVIII^e, s'opère un changement de paradigme : désormais les autorités s'accordent le droit de vie et de non-vie sur leurs citoyens. « Au vieux droit de *faire* mourir ou de *laisser* vivre s'est substitué un pouvoir de *faire* vivre ou de *rejeter* dans la mort. »² Le renversement est de taille. Il est tributaire des premiers succès d'une médecine qui se sert désormais des sciences et va de pair avec un perfectionnement des moyens de surveillance. La prise en charge de la maladie est transférée des mains charitables de l'Église aux institutions laïques de l'État. Il faut encore attendre un bon siècle pour que cet État ne soigne pas seulement la maladie, mais qu'il s'applique aussi à la prévenir. De la maladie on passe à la santé, de l'individuel au collectif... et de la bienveillance à la surveillance. L'hygiénisme prend naissance au début du dernier siècle, et avec lui apparaît aussi tout un nouveau vocabulaire. Il s'agit de maintenir en bonne santé le corps social, pour avoir à sa disposition une masse laborieuse et productive. Le *panem et circenses* est remis au goût du jour, hier comme aujourd'hui : le pain sera sain, bientôt bio, les fruits et légumes seront cultivés dans les *Schrebergärten* et bientôt dans les jardins communautaires, et les jeux seront olympiques. En ce début du XX^e siècle, on se fait fort aussi d'améliorer l'espèce en ayant recours à l'eugénisme, voire de purifier la race en baptisant pudiquement « euthanasie » des pratiques d'extermination de citoyens malades ou « dégénérés ».

La politique sanitaire mise en œuvre aujourd'hui dans nos démocraties occidentales est à mille lieues de ces dérives eugénistes et exterminatrices. Les antivax et autres conspirationnistes qui s'opposent bruyamment aujourd'hui à la vaccination et au passe sanitaire feraient bien de se souvenir de ce passé récent, avant de détourner l'étoile jaune et de crier au nazisme face aux mesures anti-Covid imposées par l'État. Il est vrai qu'en passant du droit de faire mourir à la quasi-obligation de laisser vivre, la politique a abandonné une partie de ses prérogatives à la médecine. Et du Sida à la Covid, le bio-pouvoir a franchi un pas: au temps du Sida, il s'interdit

En passant de la morale à la norme, on est passé du peuple aux populations, c'est-à-dire à des nombres que l'épidémiologie quantifie et que la statistique enferme dans des groupes, de préférence à risque

les interdits et se borna à fournir conseils et recommandations. Face à la Covid, il n'a plus guère d'autre choix que de recourir à des interdits et des prescriptions. C'est que le Sida a partie liée avec la morale via la sexualité, alors que la Covid est du côté de la norme et frappe n'importe qui, (presqu')au hasard. La sexualité et la maladie relèvent de la sphère privée où l'État démocratique n'intervient pas. La vie sociale et la santé publique relèvent, elles, comme leur nom l'indique, de la sphère publique où l'État se réserve le droit de légiférer. Mais si la sexualité reste un jardin clos, elle ne s'en fait pas moins discours pour se faire entendre : dans le confessionnal du curé, sur le divan de l'analyste, dans les traités de la sexologie. C'est ainsi qu'elle produit du sens ... et de la culpabilité.

La santé publique, de son côté, ne produit pas de sens (elle est du côté des sciences naturelles), mais la biopolitique ne se prive pas de lui faire produire à elle aussi de la culpabilité, générée non pas par la transgression d'une morale, mais par une déviation de la norme. En passant de la morale à la

norme, on est passé du peuple aux populations, c'est-à-dire à des nombres que l'épidémiologie quantifie et que la statistique enferme dans des groupes, de préférence à risque. Boire et fumer conduit alors à des maladies qui coûtent cher à la société, ne pas respecter le confinement et refuser le vaccin a pour résultat d'encombrer les hôpitaux. Loin de propager la vie pour la vie (ce que le philosophe Giorgio Agamben appelle la vie nue), la biopolitique protège la vie, non pas comme une fin, mais comme un moyen pour préserver la vie sociale et surtout le pouvoir économique. Macron, dans ses discours, a beau proclamer qu'il protège la vie « coûte que coûte » et qu'il y a des biens et des services « qui doivent être placés en dehors des lois du marché », c'est en dernier lieu ce marché qui guide les libéraux et les libertins. Le biopouvoir préserve et contrôle la vie pour préserver l'économie et contrôler le corps électoral. Voilà pourquoi Lenert et Bettel se travestissent en médecin, qui pour donner des conseils et des restrictions, qui pour énoncer des prescriptions et des interdits. C'est ainsi qu'ils démontrent la responsabilité de l'État, mais aussi l'irresponsabilité de comportements non civiques qui propagent l'épidémie. Mais si c'est sur la vie que l'État base désormais son pouvoir, seule la mort vient aujourd'hui menacer cette puissance. Est-ce un hasard alors qu'en temps de pandémie, il interdit toute manifestation publique du deuil, que les morts s'en vont seul dans leur linceul, et que les survivants regrettent avec Brassens les enterrements d'antan.

Michel Foucault était loin de disqualifier complètement la biopolitique. Il y voyait plutôt, comme Nietzsche dans le catholicisme, une étape nécessaire vers de nouveaux rapports de pouvoir. Une étape qui est la réponse d'une société sécularisée qui a fait le deuil de la transcendance de la vie et qui doit en rechercher le sens perdu. Le sens provisoire devient alors la vie biologique pure, que le biopouvoir se donne pour mission de préserver. En ces temps de pandémie, il nous exhorte : « Renonce toi-même sous peine d'être supprimé ; n'apparaîs pas si tu ne veux pas disparaître. Ton existence ne sera maintenue qu'au prix de ton annulation. »³ La survie plutôt que la vie ? ●

¹ Michel Foucault, *La volonté de savoir*, Gallimard, Paris, 1976

² ibid

³ ibid

Kulturpolitischer Zündstoff

Tom Dockal

Das fragile Erbe der Cinemateca Brasileira

Gleich zu Beginn der Filmfestspiele in Cannes während einer Pressekonferenz mit der internationalen Jury bot sich dem Brasilianer Kleber Mendonça Filho – Regisseur der mehr oder weniger aktivistischen Filme *Neighboring Sounds*, *Aquarius* und *Bacurau* – die Gelegenheit, auf die Situation des Landes aufmerksam zu machen. Vorab, dass in Brasilien über eine halbe Million Menschen mit oder an den Folgen von Covid gestorben sind. „We know from technical data that if the government had acted accordingly, 350 000 people would have been saved. (...) I could even mention what’s happening to the Brazilian cinematheque, which has been closed for just over a year now. 90 000 titles, 230 000 reels of film and television tapes. All the technicians and experts have been fired and this is a very clear demonstration of contempt for culture and cinema“, so Mendonça Filho in seiner kurzen Ansprache. Die Kritikerin und Kulturjournalistin Ela Bittencourt versuchte schon Mitte Mai im Kulturmagazin *Frieze* auf den desolaten Zustand der brasilianischen Kulturinstitutionen, unabhängig davon, ob nun öffentlich oder privat, aufmerksam zu machen – das British Film Institute sogar schon im August letzten Jahres – und einzuschätzen, wie realistisch ein Feuer im Filmarchiv sein könnte. Es wäre nur eine Frage der Zeit. Es sollten keine 14 Tage nach Ende des Festivals geschehen: um 18:00 Uhr Ortszeit brach in einer Lagereinrichtung der Cinemateca Brasileira ein Feuer aus.

Die Cinemateca Brasileira in São Paulo ist nicht nur das größte Filmarchiv in Brasilien, sondern auch auf dem südamerikanischen Kontinent. Seit den 1940ern sammelt es den brasilianischen audiovisuellen Output – sei dies nun der Beginn der lokalen Filmproduktion Anfang des 20. Jahrhunderts oder die Vertreter des Cinema Novo der 1960er und frühen 1970er-Jahre (das Kino von u.a. Glauber Rocha) und natürlich zeitgenössisches Kino. Audiovisuell beschränkt sich jedoch nicht nur exklusiv auf kinematografische Werke. Um des Klischees Willen sei angemerkt, dass die Cinemateca Brasileira zum Teil auch Fernsehmitschnitte von Fussballspielen archiviert. Vom pädagogischen und grundsätzlichen Diffusionsauftrag des Archivs gar nicht mal zu reden. Wer von Jahrzehnte alten Filmarchiven redet, redet unmissverständlich auch von Filmen mit Zellulosenitrat als Schichtträger für die lichtempfindliche fotografische Emulsion.

Vier Tonnen Dokumente und Zweitkopien der Kinemathek von São Paulo sind abgebrannt

Und wem Quentin Tarantinos Klimaxsequenzen um das Mordkomplott der Nazispitze aus *Inglourious Basterds* ein Begriff ist, weiß, wie entflammbar Filmmaterialien auf Nitratbasis sein können.

Anfang des Monats jährte sich die Kündigung der ganzen Belegschaft des Filmarchivs seitens der brasilianischen Regierung. Eine Belegschaft aus über 60 Mitarbeiter/innen. Mal von der unrechtmäßigen Kündigung abgese-

hen wuchs die Angst um die Archivbestände. São Paulo ist jedoch nicht nur für hohe Temperaturen anfällig, sondern auch für nicht zu verachtende Schwankungen in Sachen Luftfeuchtigkeit und Niederschläge. Alles in allem Zustände, mit denen eine die Belegschaft umzugehen weiß. Wenn diese jedoch aus hanebüchenen ideologischen und politischen Gründen kastriert wird (das Archiv überlebte immerhin Jahrzehnte unter brasilianischer Militärdiktatur), können grundlegende und überlebenswichtige Wartungsarbeiten nicht durchgeführt werden. Ironisch geht Mensch davon aus, dass das Feuer ausgebrochen ist, während ein beauftragtes Drittunternehmen die Klimaanlage vor Ort überprüfen wollte. Vier Tonnen Dokumente und Zweitkopien, ein nicht-digitalisierter Teil der Glauber-Rocha-Sammlung, sowie wichtiges Material in Sachen Reparatur des maschinellen Bestandes sind in den Flammen verloren gegangen.

Die Budgetkürzungen sind nicht von heute auf morgen gekommen. Schon unter der Präsidentschaft Roussefs und Temets erfolgten solche Kürzungen, so wie auch die Verwaltung aus öffentlicher in private Hände einer Stiftung gingen. Unter Bolsonaro verschlimmerte sich die Situation jedoch drastisch. Nachdem dieser das Kulturministerium abschaffte und nach einem Skandal um den Direktorenposten den Vertrag mit der Stiftung kündigte, versiegten jegliche finanziellen Hilfen. Ein Gerichtsverfahren ließ einen Hoffnungsschimmer aufblitzen, doch das Feuer machte dieser Hoffnung einen Strich durch die Rechnung. So richtig überrascht war niemand, die Empörung lindert dies jedoch nicht. Regisseur/innen, Festivals und die FIAF, die Vereinigung der weltweiten Filmarchive, gaben ihrem Unmut gegenüber einem politischen Weltbild preis, welches auf dem Rücken einer globalen Krise und allgemeiner Ohnmacht politische Entscheidungen in Form von Privatisierungen oder Ausblutungen durchsetzt. Die Digitalisierung des kulturellen Erbes ist eine Methode der Konservierung, nicht das Ende der Konservierung. Und wenn Teile eines lokalen (Film)Archivs in Flammen aufgehen, ob nun aus einem Unfall heraus oder aus Missgunst seitens der politischen Entscheider – beides ist oft, und im Falle der Cinemateca Brasileira, nicht zu trennen – wird das früher oder später immer weltweite Auswirkungen auf die (film) kulturelle Kompetenzen haben. ●

Entflammbar:
Filme mit
Zellulosenitrat



KINO

Tier trifft Mensch



Einblicke in das Seelenleben einer Sau

Als Des Menschen bester Freund, als reines Produkt der Massentierhaltung und als religiöser Symbolträger – die Spezies Mensch hat seit jeher ein kompliziertes, wenn nicht heuchlerisch gestörtes Verhältnis gegenüber seiner Fauna. Auch in der Kinosgeschichte sind die animalischen Repräsentationsvorschläge vielfältig. Der russische Dokumentarfilmer Wiktor Kossakowski versucht sich in *Gunda* jeglicher anthropomorphen Tendenz, die dem Kino seiner Ansicht nach inhärent zugrunde liegt, zu entbehren. Überhaupt scheint dieser Wunsch des Sich-Entbehren-Wollens auf einigen Ebenen naheliegend gewesen zu sein. Denn das Portrait einer Sau und ihrer neugeborenen Ferkel, sowie einer Hühner- und Rinderherde ist auf das Allerwesentlichste reduziert. Keine Off-Stimme, die dem Publikum etwas nahe zu bringen versucht, kein nicht-diegetischer *Soundtrack* und keine Farbe. Kossakowski befreit sich von allem, was den Blick von den Tieren abwenden könnte. Vor allem ist es die (fast totale) Abwesenheit des Menschens, die die formale Konsequenz des Films unterstreicht.

Die Kameras Wiktor Kossakowskis und von seinem Kameramann Egil Håskjold Larsen halten auf *Gunda* – so der Name der Sau im Mittelpunkt des Geschehens – und ihre Neugeborenen. Zuerst noch aus wenigen Metern Distanz vorm Stall, doch schon mit der nächsten Einstellung löst sich diese Distanz in Luft auf. Mensch wird Zeuge, wenn sich fast ein Dutzend noch nicht ganz getrockneter Ferkel über die Euter ihrer Mutter hermachen. Es wird schrill gequiekt und aneinander geprescht um an eine Zitze zu gelangen. Die Sau wiederum liegt zur Seite im Heu und grunzt in aller Seelenruhe vor sich hin, als ob sie diese lebensunterhaltende Attacke auf ihren Körper etliche Male durchlebt hat. Der 90-Minüter gönnt seinem Publikum und der titelgebenden Sau eine Pause und lässt nach jeweils einer halben Stunde wortwörtlich befreiende Zwischenspiele zu. Beim gefiederten Intermezzo fällt der Groschen nicht gleich, dafür bei den bovinen Artgenossen schneller – der Regisseur fängt die ersten Momente ein, wenn die Tiere vielleicht das erste Mal in ihrer Existenz auf weichen, saftigen Wiesenboden treffen. Die Kühe springen wild auf den ansonsten gemächlichen Hufen und rennen durchs monochromatische Grün, während die Hühner ihrer Freiheit zu Beginn nicht trauen. Die Gründe dafür muss keine Stimme erklären, die fängt die Kamera bildlich ein.

Einen Einblick in die Seele verschaffen. Das heilige Ziel in der Kinokunst. Wiktor Kossakowskis *Gunda* gelingt aber genau das. Ohne die üblichen Tipps und Tricks aus, die Mensch sonst tagein und tagaus im öffentlich-rechtlich, dahinvegetierenden Nachmittagsfernsehen sehen kann, gelingt dem Russen ein überwältigendes Portrait von lebenden Existenzen. Kossakowski und Håskjold

Larsen gehen vor den Tieren auf die Knie und fangen diese auf Augenhöhe ein. Es ist verblüffend, wie viel alleine davon abhängig gemacht wird. In den wenigen Einstellungen, die die Kamera die tierischen Protagonisten von oben herab einfängt, löst sich die Magie der Form in Luft auf. *Nicht fly on the wall*, sondern *fly on the ground* ist die Devise. *Gunda* ist jedoch nicht nur der Versuch einer filmischen Deklination des Seelenlebens der Tiere, sondern auch ein Versuch dessen, wie eben diese Tiere ihre Umwelt aufnehmen. Das beste Beispiel dafür wäre, wie die Linse auf die Läufe eines Huhnes festhält, welche die Wiese und den weichen Boden unter ihnen mit jedem Schritt auf sich wirken lassen. Die schwarz-weiß Bilder, vermischt mit der präzisen Arbeit im Ton, machen diese Sequenz haptisch erfahrbar.

Ohne einen einzigen blutrünstigen Moment ist die Schluss-Sequenz von *Gunda* brutaler, als es eine Reportage aus einem Schlachthof jemals sein könnte

Gunda öffnet mit einer Einstellung vor der offenen Stall-Luke, nur um gleich mit einer langsamen Kamerafahrt nach vorne sein Publikum mitzunehmen. Auch wenn Wiktor Kossakowski des Menschen satt ist und diesen am liebsten aus seinem Film getilgt haben will, wird er den Menschen vor dem gefilmten Rahmen nicht los. Der Film lädt auf seine unausgesprochene Art und Weise ein, das eigene Verhältnis zu diesen Tieren neu oder wenigstens anders zu bewerten. Es ist alles andere als ein Zufall, dass sich der Russe Schwein, Huhn und Rind ausgesucht hat. Obschon Joaquin Phoenix den Film mitproduziert hat – selbst veganer Militant – ist *Gunda* zu keinem Zeitpunkt ideologische Propaganda. Allen voran ist *Gunda* eine Abhandlung über das Leben von Lebensformen, die wir Menschen so nicht einmal ansatzweise zu verstehen gedenken. Eingepackt als Vertreter des *slow cinema* – die letzte Einstellung dauert fast 20 Minuten – und ohne einen einzigen blutrünstigen Moment ist die Schlußsequenz trotzdem brutaler, als es eine Reportage aus einem Schlachthof jemals sein könnte. ● Tom Dockal

KINO

Rittermär

Marc Trappendreher

Äventüre heißt Abenteuer, sie ist wichtiger Bestandteil hochmittelalterlicher Erzählungen, besonders in jenen rund um den sagenumwobenen König Artus und dessen Ritter der Tafelrunde. Wer ein Ritter sein will, muss sich erst einmal als würdig erweisen. So auch Gawain, der junge Held aus David Lowerys Film *The Green Knight*. Basierend auf der überlieferten Geschichte *Gawain and the Green Knight* sehen wir hier Dev Patel als Gawain, der ganz selbstsicher und allzu voreilig die Herausforderung des mysteriösen, titelgebenden Grünen Ritters, einem übernatürlichen Recken irgendwo zwischen

Mensch und Naturwesen, annimmt und ihm gegenübertritt. Gawain bezwingt ihn durch Enthauptung, doch prompt steht der Fremde wieder auf den Beinen und fordert seinerseits den tödlichen Hieb ein. Gawain soll sich nach Ablauf eines vollen Jahres seinem Schicksal stellen und den Kopf verlieren...

Damit ist der Grundstein für die Erzählung gelegt, auf welchem Lowery seine Ritterreise aufbaut. Anstatt aber dem alles entscheidenden Ereignis entgegenzueilen, nimmt sich Lowery Zeit, diesen Gawain auf die fantastische Reise zu schicken, und er versteht

es, den Zuschauer in das Geschehen einzubinden, dessen Ausgangssituation überaus einfach ist, ja sogar sein muss, damit das Publikum den roten Faden der Geschichte nicht verliert. Es ist denn auch weniger eine wendungsreiche Handlung, die die Sogwirkung von *The Green Knight* ausmacht, als vielmehr die sehr ästhetischen Bilder. Nahezu traumwandlerisch bewegt sich dieser Gawain durch Landschaften, dessen Stimmungsfelder sich nicht mehr rein über den Intellekt fassen lassen und eine Bereitschaft des Zuschauers verlangen, sich auf diese Reise einzulassen.

Im Allgemeinen sind es ereignislose und konsequenzfreie Episoden, die die Erzählung strukturieren, die freilich mit präzise arrangierten Dekors sowie mit prägnanter Farb- und Lichtsetzung angereichert werden. In seinen stärksten Momenten wirkt *The Green Knight* daher rein über den filmischen Sinnesindruck. Wenn das narrative Getriebe außer Kraft gesetzt ist und Bild und Ton unmittelbar auf den Zuschauer eindringen können, entfaltet der Film seine Spannung, weil er zuweilen die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit verwischt – die Bedeutung einer Rittermär wird hier ganz eng gedacht. In alledem ist Dev Patels Gawain denn auch kein strahlender Held, sondern ein unentschiedener, wankender, der mehr von den romantischen Erwartungen der edlen Damen (in eine Doppelrolle: Alicia Vikander) getrieben wird, als von dem eigenen Ehrgefühl. Die Erwartungen an und die Vorstellungen vom Rittertum umtreiben diesen Gawain und so unternimmt *The Green Knight* gleichsam den Versuch einer Introspektion des Wesens dieses Helden, das er über die traumhaften, halluzinatorisch überhöhten Bilder nach außen kehrt. Warten auf das Ereignis – das ist der Kern von Lowerys vierter Regiearbeit (nach *Pete's Dragon*; *A Ghost Story* und zuletzt *The Old Man & the Gun*), die zwar rein oberflächlich betrachtet die Genremerkmale des Ritterfilms als Abenteuerfilm erfüllt, sie jedoch durch die Aushebelung der erzählerischen Kausalitätsprinzipien zugunsten einer offenen Narration unterläuft und

The Green Knight vermag ebenso viel Begeisterung wie Frustration hervorzurufen



Gawain begibt sich auf eine fantastische Reise

CONCERT

Froide soirée d'été

Sébastien Cuvelier

Il est un peu plus de 21h30 vendredi dernier quand trois hollandais au look mi-triste, mi-vintage font résonner un son répétitif et sombre sur la petite scène extérieure des Rotondes, construite expressément pour les Congés Annulés, classique (f)estival des Rotondes dont le concept est parfaitement adapté à cette époque de pandémie et du tout à la maison – travail et vacances. Alors non, même si on a plus l'habitude de les voir sur l'aire de Berchem en cette période, ces trois Hollandais ne se sont pas perdus à Bonnevoie en chemin vers un camping en Ardèche. Au contraire, ils sont l'un des groupes les plus attendus de cette soirée de concerts aotiens, une synthèse de synthwave/ darkwave au son qu'on jurerait sorti du passé, quelque part entre la fin des seventies et le début des eighties.

De Ambassade, c'est leur petit nom, est en fait le bébé de Pascal Pinkert alias Dollkraut, un musicien de veine électronique au sens large, mêlant subtilement dans son projet solo breakbeat, pop, héritages proto-disco et new wave. Avec De Ambassade, Pascal a trouvé une recette qu'on jurerait éculée, et qui sonne néanmoins aussi fraîche qu'une bonne bière lors d'une chaude soirée d'été (concept quasi oublié sous nos latitudes): ni guitare, ni batterie, juste une grosse basse au centre de la scène et une ribambelle de synthés analogiques bricolés, au son délicieusement rétro, le tout avec de vraies mélodies pop et répétitives. Ses deux acolytes, Aniek de Rooij aux autres synthés et Jippe van Niel à la basse, ont débarqué récemment dans le projet, bien après que l'album *Duistre Kamers* soit sorti (sur le label Knekelhuis), et sont là pour interpréter les morceaux en live.

Il aura fallu à peu près dix secondes au trio pour se mettre le public dans la poche, une fois les quelques

menus soucis techniques réglés. Un public qui n'arrêtera pas de danser sur cette musique obsédante, énigmatique, glaciale par moments, brûlante par d'autres. Les paroles, en néerlandais, sont noyées entre les nappes et les distorsions, sans doute pour un mieux au vu des sonorités pas forcément agaçantes de la langue batave. Et pourtant ça marche. Les voix cavernes et gutturales ajoutent une dimension sibylline à la musique, délicieusement lugubre. Le curseur « réverbération » est poussé au maximum. Certains morceaux évoquent Fad Gadget ou Suicide, d'autres font très fort penser à Warsaw et conjurent le fantôme de Ian Curtis dans un air de soirée de fin du monde. Vers la fin du set, *Geen Genade*, leur tube de 2016 inséré dans l'album, exemple ultime de la dualité froid/chaud de leur musique, assoit le succès d'une soirée dystopique réussie.

C'est que ces atmosphères tendues et froides avaient commencé bien avant, au moment où NBLR (prononcez « Nebular ») monta sur scène,

quand il faisait encore clair. On aurait pu considérer comme dispensable le tout premier concert d'un duo local, mais bien au contraire la performance fut impressionnante de maturité. Gros son, basses synthétiques ici aussi très *eighties*, boucles de guitare, batterie puissante et précise, mélodies hypnotiques, la recette a fait mouche de bien belle manière. NBLR fit ensuite la place à Von Kübe, autre projet local d'une tête bien connue du milieu, Christophe Peiffer alias Kuston Beater. Si la configuration scénique est habituelle pour lui (tout seul avec ses machines et son ordi), le son est par contre beaucoup plus crade et sombre que ce à quoi Christophe nous a habitué, et subjectivement plus convaincant. Naviguant entre krautrock et synthpop au sens large, à coups de samples et synthés numériques non dépoussiérés, Von Kübe (Ku comme Kuston et Be comme Beater) ouvre une boîte de Pandore dans l'univers musical d'un personnage incontournable de la scène locale, et on a hâte de voir la suite. ●



De Ambassade ont joué au Rotondes

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 15.09.2021
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Acquisition d'équipements sportifs à exécuter dans l'intérêt de la construction du Lycée technique pour professions de santé et hall des sports Logopédie à Strassen - phase 1 : hall des sports Logopédie

Description succincte du marché :
– Fourniture et pose de petit matériel sportif pour le hall des sports et la piscine.
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée du marché est de 5 jours ouvrables, à débiter le 2^e semestre 2021.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
12.08.2021

La version intégrale de l'avis n° 2101674 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

FESTIVAL DE BAYREUTH (2)

Du rifi à Sandwike...

...ou vendetta à la norvégienne,
au retour dans le village natal d'un type
appelé Fliegender Holländer

Lucien Kayser

Mélangeons allègrement les coordonnées géographiques, sans scrupule ; Dmitri Tcherniakov, le metteur en scène du nouveau *Vaisseau fantôme*, a fait plus, pire diront d'aucuns, inconsolables de ne pas avoir vu ni mer ni navires, les marins cantonnés au bistro de la place communale, même pas du port. Et tout autour rien que des maisons en briques, du banal où l'on ne s'attend pas à l'intrusion du surnaturel, pas d'errant mythique en vue, pas d'ashaverus, le Hollandais en l'occurrence sera un type du pays, de retour au village, et cela fera un beau grabuge. Les vagues de la mer, ses flux et reflux, c'est l'affaire de l'orchestre sous la direction magistrale de l'Ukrainienne Oksana Lyniv, première femme dans la fosse mystique, il en reste toujours quelque chose d'une réalité cachée, secrète, dans la Festspielhaus de Bayreuth. Quant aux chœurs, partagés en deux, une partie sur la scène, faisant semblant, l'autre chantant à l'abri, et cela fonctionne.

La légende rapportée par Heine, transcendée en mythe, fi donc, Dmitri Tcherniakov est un homme pragmatique, et son vaisseau à lui n'a rien d'un fantôme, il naviguera dans des eaux d'une narration toute réaliste. Là encore, par dépit, d'aucuns évoqueront un thriller, on verra que Tcherniakov n'a que faire du suspense, mais l'intelligence, la tension et l'intensité y sont. Pendant l'ouverture, il nous révèle le passé de cet homme identifié à la seule lettre H, de son traumatisme comme jeune garçon, voyant d'abord sa mère collée contre un mur et forcée par

Daland, elle est rejetée très vite par tout le village, et même le prêtre lui claque la porte de l'église au nez. Sans autre issue, elle se pend, le petit H est en témoin. D'où une volonté de vengeance, et plus question de salut (qui est du domaine des femmes chez Wagner), pour la délivrance, le prix fort sera payé.

Il y a de l'anti-héros dans cette interprétation (bien assumée par John Lundgren, vigoureux de la voix), pas de quoi faire rêver Senta, tout au plus une occasion de fuir la monotonie, mais l'excellente Asmik Grigorian, au chant puissant et lumineux, comme sur une scène de rock au milieu de compagnes dépourvues évidemment de rouets à filer au moment de la ballade, nous campe une jeune femme on ne peut plus moderne, qui ne se laisse pas faire. Soupçonnons-la de prendre cette arrivée inattendue comme une invitation au jeu, elle s'y laisse prendre, elle en a assez de celui qui lui est destiné, c'est seulement plus tard, avec les morts qu'il y aura, qu'elle semble se rendre compte, trop tard.

On sait que son père Daland est prêt à vendre sa fille à ce riche étranger, et que Mary, entre nourrice et marâtre, n'a en tête que de garder la place auprès de son homme (et leurs interprètes, Georg Zeppenfeld et Marina Prudenskaya, à tous égards, sont d'une belle assurance). Cela donne, lors de l'étrange première rencontre du Hollandais et de Senta, ce repas quasiment de famille déjà, un père qui ne fait que manger, une Mary il est vrai soupçonneuse, et les deux qui sont promis au mariage plus éloignés l'un de l'autre

qu'ils le sont pour de vrai aux deux bouts de la table. Dmitri Tcherniakov connaît sa psychologie, il sait la faire passer dans les attitudes, les comportements. Pour preuve également, la façon dont il valorise le prétendant de Senta, voilà un Erik tout solide, entreprenant, Eric Cutler, dans ses efforts de sauver son amour, il n'a que le malheur de faire face à plus forte que lui, ce qui lui vaudra même une gifle.

Pour ceux qui sont dérangés par tous ces retournements, ce côté déconstructiviste, pour employer ce vocabulaire, il restait la musique, un orchestre que la jeune cheffe aux accents dramatiques quand il le faut, non moins à des moments de lyrisme envoûtant. Une musique qui n'est pas à contre-courant de la mise en scène, elle lui donne une autre ampleur, ouvre peut-être l'horizon du large. La réussite est d'autant plus belle dans les conditions de la pandémie.



Première
rencontre
fatidique

Dmitri Tcherniakov
connaît sa psychologie,
il sait la faire passer
dans les attitudes, les
comportements.

Vous êtes impatient(e)s d'apprendre comment cela se termine dans cet anti-*Vaisseau*. Eh bien, en trois étapes. Le Hollandais tire d'abord sur des villageois

réunis sur la place (face à ses propres hommes d'une indifférence totale), en tue quelques-uns, puis c'est Mary qui le descend à son tour (à coup de fusil), enfin les maisons autour se trouvent incendiés, Sandwike est en flammes, quant à Daland, on le voit s'esquiver. Mary et Senta tombent dans les bras l'une de l'autre, elles se séparent, ces femmes dont l'une s'est muée en tueuse pour maintenir les choses en place, et tout au long on a vu au-dessus des toits le clocher de l'église, l'autre s'est avérée une rebelle avec un côté, peut-être involontaire, d'agicheuse.

Humaine, trop humaine, toute l'histoire. On n'écouterait pas Erik qui voit le Hollandais possédé par le diable. Et Senta se lier à lui : Satan est avec toi. Il aura suffi d'un fort désir de vengeance, d'une volonté irrépressible d'autonomie. Bien sûr, âmes romantiques s'abstenir. ●

BYLINE

À plusieurs Commissariats, une seule exposition

Florence Lhote

Exposition À Plusieurs au 49 Nord 6 Est FRAC Lorraine à Metz.

Pari risqué auquel s'attelle le FRAC Lorraine que celle de cette exposition, *À plusieurs* visible jusqu'au 15 août qui privilégie le multiple Commissariat et n'entend pas imposer de ligne directrice franche. Ou plutôt la seule ligne directrice est celle de se laisser guider dans le dédale des œuvres sans qu'un thème, précis, ne domine. Connue pour sa ligne curatoriale audacieuse, le 49 Nord 6 Est-FRAC Lorraine poursuit avec Fanny Gonella un ambitieux travail de réflexion sur le commissariat d'exposition. Comment les œuvres sont-elles montrées ? De quelle manière le spectateur peut-il se les approprier ? L'histoire de l'art n'est-elle pas trop ethno-centrée qui laisserait difficilement la place à d'autres discours, d'autres récits ?

Des récits de la lune

Des récits justement, cette exposition en a à foison. Elle en regorge. Comme l'œuvre proposée par Tabita Rezaire, *Satellite Devotion* (2019) où de multiples récits sont convoqués. Forme circulaire que cette installation qui fait se croiser des modes d'appropriation de ce monde, de nouvelles manières d'y donner un sens par ses récits convoqués : druidisme, premier culte païen à être reconnu comme « religion » au Royaume-Uni, yoga kundalini ou animisme. Ces différents récits sous forme de vidéos voyagent et construisent une

Réenchanter notre regard et le
décentrer : L'exposition À
plusieurs y parvient pleinement

pratique hétérogène des croyances. Ils permettent aussi d'aborder la question des origines et de formuler un discours ouvert sur le monde. L'installation vidéo travaille la lune et la manière dont on la perçoit selon différentes croyances. Tabita Rezaire est l'une des artistes invitées par le FRAC Lorraine, avec Tarek Lakhrissi et Josèfa Ntjam, à investir de manière collaborative les cimaises du lieu d'exposition. L'expérience de *Satellite Devotion* est pensée comme une immersion : « Nouvelle lune/ Sentez-vous ancré dans la terre en vous asseyant ou en vous allégeant confortablement/ Et

accueillez l'énergie de la nouvelle lune/Fermez les yeux et respirez lentement et profondément par le nez/ Détendez votre corps, votre esprit et votre cœur/ La nouvelle lune marque le début du cycle lunaire ». Un texte intitulé *Nouvelle lune* accompagne le travail de la plasticienne.

Plus tôt dans le parcours d'exposition, une installation sonore où la voie est laissée à l'imagination quant aux possibles du son, est présentée. Le possible peut alors être l'écho, le bruit en sourdine, la danse des vagues. L'absence de représentation autorise un décentrement intrinsèque à l'instar de beaucoup des œuvres incluses dans le parcours. Le son condense, par l'imaginaire, l'image. Au début du parcours également, le film *Aquaphobia* interroge la question des croyances au travers d'un rituel (une transe?) sur fond bleuté. L'exposition fait également voisiner une multiplicité de pratiques artistiques.

Saint Michel terrassant le Dragon

Une autre force d'*À plusieurs* est de parvenir à montrer ces pratiques plurielles sans qu'elles ne deviennent un rébus pour le spectateur, une énigme que seuls les détenteurs d'un savoir artistique

pourraient appréhender. Peintures dans lesquelles s'ordonne une autre « référentialité », décentrée d'une histoire de l'art univoque. En cela se situe bien le dessin de cette exposition : *À plusieurs* est un titre en recouvrant d'autres. Une pluralité d'éthos, de pathos, de logistiques et de topos (im)possibles – en fugacité et fugitivités immuables, à la fois pérennes, soli(tu)des et précaires » relève Mawena Yehouessi, artiste invitée par Josèfa Ntjam. On notera la façon dont les serpents s'entrelacent dans son travail comme autant de fils tissés vers le spectateur, vénéneux, quand la toile d'Ibrahim Meïté Sikely travaille une figuration beaucoup plus explicite qui n'en demeure pas moins frappée d'étrangeté avec la persistance de ce bleu outremer.

D'autres peintures exposées sont une invitation au voyage au sein des mythes et croyances, les revisitant de façon contemporaine, pour mieux les interroger comme cette référence au combat de l'archange Saint Michel contre le Démon évoqué dans l'*Apocalypse de Saint-Jean* où deux femmes et l'une en particulier tenant une espèce de pique comme lorsque le torero tente de blesser le taureau dans ces scénographies ritualisées de la corrida, prend la place de l'archange. Réenchanter notre regard et le décentrer. L'exposition *À plusieurs* y parvient pleinement. ●



Le Grand-Duché de Luxembourg n'a jamais été une puissance coloniale, mais il fut largement associé à la politique coloniale de la Belgique. De nombreux Luxembourgeois partirent s'installer au Congo belge entre 1880 et 1960. Missionnaires, ingénieurs, commerçants, artisans et même fonctionnaires coloniaux, ils participèrent en grand nombre à la colonisation en Afrique centrale.

Dans la première monographie consacrée à l'aventure coloniale luxembourgeoise au Congo, l'historien Régis Moes retrace l'histoire des colons luxembourgeois et analyse leur statut légal au Congo belge, la composition socioprofessionnelle de leur groupe, mais aussi la propagande coloniale faite au Grand-Duché.

Cette colonie qui nous appartient un peu

La communauté luxembourgeoise au Congo belge 1883-1960

Ce travail de recherche de 438 pages illustrées, primé meilleur mémoire de Master 2 par la Fondation Robert Krieps en 2010, vient d'être réédité et est à nouveau disponible en librairie au prix de 35 euros ou sur land.lu

Chassé – Croisé

Mylène Carrière

Si les congés payés ont vu le jour au Grand-Duché entre deux crises majeures du 20^e siècle, dans les années 1930, il aura fallu attendre une nouvelle grande crise pour que les congés deviennent, non pas des besoins de premières nécessités, mais bien des possibilités des voyages. Avec le développement des moyens de transports plus rapides et moins coûteux, un pouvoir d'achat plus élevé, le début du 21^e siècle a vu le voyage devenir un essentiel des vacances. Le Covid étant passé par là, mettant à mal toutes nos libertés ou plutôt nos avantages, le traditionnel bain de foule, de sable, d'apéros et de moules frites a lui aussi été ébranlé.

Et pourtant, en cet été 2021, tout semble « repartir comme en 40 ! ». Des milliers de kilomètres d'embouteillages sur les routes lors de tous les week-ends estivaux, et tout particulièrement, durant les fameux « chassés-croisés » (quand les « juillettistes » laissent leurs transats aux « aoûttiens ») ; des plages bondées, les chichis et autres chou-chous vendus à la sauvette et les éternels avions publicitaires, tout y est pour nous faire croire que nous sommes bien entrés dans le monde d'après ou après – avant, ou avant – après, on finit par s'y perdre un peu. Les festivals estivaux ont eux aussi repris du service, que ce soit les arts plastiques, photographiques, cinématographiques, lyriques ou scéniques, chaque région arborant fièrement

Sous la canicule exactement, comme avant



la réouverture des festivités culturelles mises sur le banc durant de longs mois.

De passage à Arles, les commerçants de la place du forum exclament fièrement être revenus plus ou moins à une saison « normale ». Il est d'ailleurs intéressant et assez ironique que « normal » se réfère pour ces commerçants à 2019, comme si 2020 n'avait jamais existé. Même remarque du côté du très prisé golfe de Saint-Tropez, où la patience est de nouveau de mise pour atteindre ses plages bouteilles de champagne, yachts et autres jet skis. On y croise, pour des raisons évidentes, principalement des touristes européens, mais pas seulement. À l'entrée d'un espace d'exposition à Arles au cœur du festival international de la photographie on entend le gardien dire à un

couple : « Votre pass n'est pas valable, vous ne pouvez pas entrer », à quoi le couple répond dans un français approximatif qu'ils sont bien vaccinés, seulement, leur vaccination a été effectuée en Californie. Dans cette douce atmosphère du monde d'avant ou d'après, le Covid est bel et bien

toujours l'invité et son lot de règles que chaque pays ou région décide et modifie à son gré et au rythme du fameux taux de reproduction du virus et de ses hospitalisations.

Les vacances demandent donc un peu d'organisation face aux obligations de présentation d'un pass qui n'est pas forcément valable selon les règles que l'on connaît chez nous, et même pas toujours lisible dès lors que l'on franchit les frontières du Luxembourg, et des obligations de port du masque en ville, partout, ou simplement dans les zones très fréquentées. Règles que l'on respecte ou non sur place et qui se font respecter ou non sur la simple volonté des autorités locales. Toujours est-il que le désir ardent de (de)nouveau se fait sentir, et, grâce aux avancées de la vaccination, l'été 2021 semble « comme avant », insouciant. Qu'il n'en déplaise à quelques-uns, c'est bel et bien ce maudit vaccin qui nous offre la possibilité de cette parenthèse, que l'on espère ne se refermera jamais. Il nous reste cependant un arrière-goût amer à cet été 2021. Pendant que nous tentons de réécrire nos souvenirs d'un été heureux, une crise bien plus grande que celle du Covid vient nous frapper de plein fouet, celle des maux de notre planète : plongeant le Luxembourg et ses pays frontaliers sous des eaux meurtrières, voyant les glaces du Groenland fondre à vue d'œil, divisant l'Europe en deux, ceux qui se gèlent et ceux qui croulent sous la chaleur. Ce n'est pas seulement le ballet des voitures qui se chassent et se croisent cet été, c'est aussi celui des maux de nos sociétés, qu'il va aussi falloir prendre à bras le corps, une fois la légèreté de l'été terminée. ●

Stil

L'ENDROIT



T'Chiz

Lorsqu'on fait une recherche en ligne sur les restos à Esch-Belval, on est d'abord bluffé par le nombre illimité de propositions burgers à toutes les sauces. On y ajoute deux ou trois locaux asiatiques ou un italien et la liste est épuisée. Cependant, les choses commencent à changer. Avec ce lieu un rien clinquant, à la déco qui devrait surtout plaire à une clientèle bling-bling parce qu'il ne se refuse pas le détail doré *upper-class* qui flirte avec la hype de Saint-Trop et de Saint-Moritz.

De beaux canapés annoncent la couleur en terrasse du T'Chiz (photo : GD), et la carte révèle le reste. Les *finger food* ne sont pas donnés, même si on peut les partager, mais avouez que celle ou celui qui a envie de Pata Negra ou encore de caviar Petrosian ne sera pas regardant sur les 29 euros réclamés. La côte de bœuf s'y dévore à la livre, voire au kilo. Bref, l'endroit s'adresse plutôt à ceux qui ont les moyens de leurs (grandes) envies. Plus réjouissant, le fait que ce local, qui est une dépendance d'un bar-resto à Metz, est confié à un directeur de salle unanimement apprécié. C'est le souriant et toujours positif Lillo Rizzico qui mène les autres « friandises » du staff à la baguette. Lui qui a jadis fait les belles nuits du VIP-Room et puis du Boos-Café, et qui sait donc au détail près comment subvenir aux besoins des plus gâtés. À lui seul, il pourrait avoir le talent de réunir un mélange de clientèle assez hétéroclite et destinée à venir

dépenser sans compter. Ceci dit, les grandes noubas n'y auront pas lieu en terrasse, les résidents de l'immeuble voisin ayant déjà sorti leur carton rouge. GD

LE MARCHÉ

Place de Paris

Les marchés de Luxembourg ne ressemblent en rien à ceux que l'on a visités à l'étranger. Nous sommes sans doute uniques à faire de nos réunions périodiques de marchands de denrées majoritairement alimentaires des happenings de luxe qui font



payer à prix fort ce qui est ailleurs proposé à prix concurrentiel. Soit. Comme on y privilégie le local, voire le national, et que nous tenons à faire vivre nos producteurs et fournisseurs, qu'à cela ne tienne tant qu'il y a du service aimable et du bon choix. Et pour ce qui est du choix, ce n'est pas vraiment ce qu'on nous propose, les jeudis matins, au marché nouveau né de la Place de Paris, où la variété de marchandises proposées est déplorable. Parmi une dizaine de premiers stands à cet embryon de marché, nous avons trouvé, côté nord, des chapeaux, vêtements, couteaux de cuisine et des friandises. Côté sud, quelques produits alcoolisés portugais, du miel et, du poulet élevé aux grains (photo : GD). Inutile de dire que cet unique vrai stand de ravitaillement est pris d'assaut à midi et que pour accompagner son plat de volaille, prière de s'adresser aux épiceries du quartier, il n'y a rien d'autre. Dès

lors, peut-on encore parler d'un marché, si on n'y vend ni fleurs ni fruits et légumes, qui devraient en être les éléments de base ? Oui, on est en été, certains maraîchers doivent être en congé, mais jamais on ne trouverait une offre aussi maigre au centre-ville. Cela ridiculise le quartier plutôt que de l'honorer. On attend la rentrée en espérant que tout ça va finir par s'efforcer. GD

LE NECTAR

Pierre Frick

Qui dit Alsace pense Flammekueche, Baeckoff, foie gras et autres choucroutes lorsqu'il s'agit de faire collation. En n'oubliant pas les bons nectars censés faire digérer une cuisine goûteuse mais pas bien légère. Cependant l'époque où on grinçait des dents à l'approche d'une

bouteille de Gewürztraminer trop doux est révolue. Comme les filles et fils des vignerons luxembourgeois, les jeunes Alsacien(ne)s ont repris la tradition en l'affinant au fil des ans. Il ne faut pourtant pas oublier ceux qui produisaient déjà des crus exceptionnels il y a des décennies et qui sont à considérer un peu comme les pères de certaines méthodes. À commencer par Pierre Frick, pionnier des vins naturels depuis plus de quarante ans, et qui reste, dans son domaine de Pfaffenheim, le symbole alsacien d'une évolution vers de nouveaux procédés vinicoles (photo : GD). Lorsqu'on fait une virée en Alsace et qu'on part direction Kaysersberg ou Eguisheim (avec non moins de 33 vigneron locaux), il ne faut pas hésiter à faire un tour chez ce grand monsieur qui saura vous faire découvrir des breuvages exceptionnels, dont un Pinot noir inégalé. Il vous dira en même temps lequel de ses vins s'associe



le mieux avec quels produits alimentaires. Et ceux qui ne trouveront le temps ou l'occasion de faire un périple du côté de la route des vins alsaciens cette saison pourront passer commande chez *thegrapeist.com* du sieur Giovanni Farinella (Hungry Italian in Town), devenu spécialiste de l'importation de vins naturels au Luxembourg. Ils trouveront même l'un ou l'autre flacon sympa au coffee shop Florence au coin de la rue d'Anvers et de la rue Adolphe Fischer. GD

